Tagebuch einer männlichen Braut.

—

Die Geschichte eines Doppelwesens.

—

Bearbeitet von Walter Homann.

Berlin SW. 48.
D. Dreyer & Co., Verlagsbuchhandlung.

Tagebuch einer männlichen Braut.

Vorwort.

—

Ich übergebe hiermit die hinterlassenen Aufzeichnungen eines Menschenkindes der Öffentlichkeit, das durch eine nicht zu korrigierende Laune der Natur, zu einem jener Wesen gestempelt wurde, für die man die Bezeichnung „Das dritte Geschlecht“ erfunden hat.

Er war ein Unglücklicher, weil er anders geartet war, und anders empfand, als die Anderen. Das ihm entgegengebrachte Vorurteil trieb ihn auf Abwege, bis tief hinein in den Sumpf des Verbrechens. Der schwache Kämpfer unterlag, und schließlich machte er mit sich und seiner nie gestillten Sehnsucht ein rasches Ende, indem er zum Revolver griff.

Was in den folgenden Seiten aufgezeichnet ist, ist ein wahres Lebensbild, bei dem nichts verschwiegen und dem nichts hinzugesetzt wurde. Das, was der Herausgeber geändert hat, bezieht sich nicht auf die geschilderten Geschehnisse, sondern einzig auf Namen noch lebender Personen und mit Rücksicht auf diese, auch auf Städtenamen. Auch habe ich die Daten gestrichen.

Das Thema mag hie und da Anstoß erregen, aber mancher einsichtsvolle Leser wird doch vielleicht sein Urteil über jene Unglücklichen ändern, die sehr zu unrecht von unserer Gesetzgebung unter Ausnahmegesetze gestellt

worden sind.

Sollten die Aufzeichnungen des Toten dazu beitragen,
in dieser Beziehung aufklärend zu wirken und zu einem
besseren Verständnis des Seelenlebens jener Doppelwesen
führen, so würde der Zweck der Herausgabe dieser Blätter,
die im Sinne des Toten eine ernste Frage ernst behandeln,
erreicht sein.

Walter Homann.

L……, Mitternacht vor Himmelfahrt 19..

Du Lieber, Guter!

Nun kommt das Ende. Ich habe oft mit dem
Gedanken an dasselbe gespielt, du weißt es, aber
heute ist es ernst.

Mir graut nun garnicht mehr vor dem Tod. Zuerst empfand
ich so etwas wie ein großes Bangen, daß nun alles aus sein
sollte, daß kein Umschwung mehr eintreten könne, keine
Wendung mehr zum Besseren. Aber nun bin ich ganz
ruhig geworden.

Ich habe vor dem Spiegel gesessen und habe mich
betrachtet. Du weißt ja, so, wie wir uns oft gegenüber
gesessen haben und uns in die Augen sahen.

Ich war heute Abend mit Fredy im Theater
gewesen und ich hatte ein wenig Rot aufgelegt, damit
er nicht sehen sollte, wie bleich und angegriffen ich in
Wirklichkeit aussah.

O, die letzten Tage waren furchtbar. Ich fühle,
wie sich etwas um mich zusammenzieht, etwas Unfaßbares,
etwas Gräßliches! Fredys gute Freunde sind es, die ein
Netz um mich gezogen haben, in dem sie mich fangen wollen.
Sie wollen mich vernichten. Sie meinen, sie wären
es seinem Glück schuldig, mich von ihm loszureißen.
Möglich, daß sie recht haben. Noch glaubt er an mich,
aber sie find eifrig dabei „Material“ gegen mich zu sammeln

und ihrem Eifer wird es gelingen, genug zu finden, um
mich zu „entlarven.“
Die Toren! Ich warte es nicht ab, bis sie das Netz
zugezogen haben, ich entschlüpfe ihnen, und den Weg, auf
welchem ich dies tue, habe ich mir nach längerem Über-
legen bereits gewählt. Ein Schuß, aus dem Revolver,
der neben mir liegt, während ich dir meine letzten Grüße
sende, wird mich in das bessere Jenseits befördern.
Das bessere Jenseits! Ob es eins gibt? Und ob es
wünschenswert ist, daß es eins gibt? Was wird mir für
eine Rolle darin zugeteilt werden, wenn ich in diesen
sogenannten Himmel aufgenommen werden sollte?
Nun, ich glaube, daß es keinen Himmel gibt, und
ich glaube, daß wenn es doch einen gibt, ich nicht in
diesen Himmel komme.
Ich bin ja ein Lügner, ein Lügner von Geburt an.
Ich log, als ich den Leuten glauben machte, daß ich ein
Mann wäre, und ich log, als ich mich in Frauenkleider
steckte. Mein ganzes Leben ist eine Lüge und an dieser
Lüge gehe ich zugrunde. Aus dieser Lüge resultiert auch
alles das, was ich sonst an Sünden auf mich geladen habe.
Mein Register ist in dieser Beziehung kein kleines. Nein,
mich können sie im Himmel nicht gebrauchen.
Ich habe wirklich keine Angst vor dem Tod. Als
ich vor dem Spiegel saß und mir sagte, in einer Stunde
mußt du sterben, als ich mir selbst mein Todesurteil verkündete,
da habe ich auch nicht mit einer Wimper gezuckt.
Ein bisschen leid hat es mir um mich getan, das
gestehe ich dir gern ein, dir, vor dem ich nie ein
Geheimnis gehabt habe.
Ach, ich bin ja noch so jung und ich bin schön, ja,
ich bins. Du hast es mir oft gesagt, und ich habe dich
lachend einen Schelm und Schmeichler genannt. Aber
nach dir haben es mir hundert Andere gesagt, und heute,
da ich sterben muß, sage ich es selbst.
Fredy ist noch immer sehr verliebt. Er hat allen
Andeutungen zum Trotz mich noch heute Abend, nach dem
Theater, mit der Familie eines Regierungspräsidenten
bekannt gemacht, mit der wir zusammen ein Weinrestaurant
aufsuchten. Die Frau Regierungspräsident, eine häßliche
und dumme Person, quälte mich mit allem möglichen
häuslichen Tratsch und rang mir das Versprechen ab,
morgen mit ihr einen Frauenverein zu besuchen. Es ist

irgend ein Verein, der sich mit dem Wohl von Säuglingen beschäftigt. Sie wird den mit mir verlebten Abend ihr ganzes Leben lang, zu einem interessanten Gesprächsstoff ausnutzen. Sie wird immer wieder ihren Freundinnen jedes meiner Worte vorsetzen und auch manches, was nicht gesprochen wurde und ich werde durch sie ein klein bisschen Unsterblichkeit erlangen. Wenn es eine Seele gibt, die nach dem Tode fortlebt und ich auch so etwas Ähnliches besitze, wird meine Seele morgen in dem Frauenverein das lauschende Mäuschen spielen.
Denn schon morgen werden ja die Zeitungen meinen Selbstmord melden und das „Material," das die Freunde Fredys über mich gesammelt haben, wird seinen Weg in ihre Spalten finden. Die Zeile bringt ihnen zehn Pfennig.
Fredy tut mir leid, sehr leid. Der Skandal wird ihn niederdrücken und mein Tod wird ihm sehr nahe gehen. Aber er hat seine Eltern und seine Freunde. Ich habe ihm soeben einen langen Brief geschrieben. Ich habe ihn um Verzeihung gebeten und versucht ihm zu schildern, wie mir zu Mute war, die ganze Zeit her an seiner Seite, als seine Braut. Ich habe versucht mein ganzes Innere vor ihm auszubreiten, ihn einen Blick in den tiefsten Grund meines Herzens tun zu lassen. Ob er mich verstehen wird? Ich glaube nicht. Aber er ist groß und gut, er wird mir verzeihen. Er weiß ja, daß ich ihn sehr liebe, so sehr, daß ich sterbe, weil ich ihn nicht lieben darf. Das ist eben mein Schicksal, gegen das ich nicht ankämpfen kann. Ich bin nun mal so ein verfluchtes Wesen, das wahrhaftig den Eltern für seine Geburt keinen Dank schuldet.

Mit diesem Brief geht dir ein ganzes Paket kraus und wirr geschriebener Blätter zu — Tagebuchblätter. Sieh zu, was du damit anfangen kannst. Du, der du mich stets verstanden hast, wirst aus den Blättern herauslesen, wie ich gekämpft habe und wie ich unterlegen bin. Glaubst du, daß es denen nützen könnte, die meine Leidensgefährten find, wenn du die Aufzeichnungen ganz oder teilweise veröffentlichst, so tue das. Dir allein überlasse ich die Entscheidung.
Habe Dank für alles Gute, das ich von dir empfangen habe. Wären alle Menschen so wie du, so mild und nach-

sichtig, es gäbe viel Elend weniger auf der Welt.
Ach, die Welt! Wie schön ging heute Abend die
Sonne unter! Wie herrlich, wie einzig schön! Für mich
ist sie nun für immer untergegangen.
Ich habe keine Angst vor dem Tod, nur davor ist
mir bange, daß ich nicht gleich tot sein könnte. Daß sie
mich noch lebend auffinden, daß ich noch mit anhören
müßte, was sie sich über mich zutuscheln. Der Gedanke
ist mir furchtbar. Aber es wird schon gehn, ich zittere
ja gar nicht, meine Hand ist ja ganz ruhig, das siehst
du an diesen Schriftzügen. Sind sie nicht genau so
wie damals, als ich dir so manches glückliche Wort zu
schreiben hatte?
Nun nochmals Dank für Alles, und meinen Abschiedsgruß.
Denke an mich stets freundlich und als an einen,
der sich selbst frei gemacht hat.

Dein blonder Dori.
—

Mir wurde von der Polizeibehörde der Stadt L. der
vorstehend abgedruckte Brief erst acht Tage, nachdem
er niedergeschrieben war, zugesandt. Der Brief war von der
Polizei geöffnet und dann wieder mit einigen Siegeln
geschlossen worden.
Die Zeitungen hatten über den Selbstmord des
Schreibers berichtet. Ich selbst hatte einige Notizen gelesen,
aber nicht im Entferntesten daran gedacht, daß derjenige,
von dem sie handelten, mir im Leben nahegestanden
hatte. Kein einziger der Artikel wußte die Beweggründe
richtig einzuschätzen, welche diesen jungen, begabten
Menschen in den Tod getrieben hatten. In den meisten
Blättern wurde der Tote beschimpft. Man nannte ihn
einen „Hochstapler," einen „raffinierten Gauner" etc.
Einige nannten ihn „verrückt," ein Wort, mit dem man
heute kurzerhand vieles zu erklären versucht, das sich nicht
in unsere alltäglichen Anschauungen einreihen läßt.
Ich reiste nach L. und legte auf dem schmucklosen
Grab des Toten einen Kranz nieder.
Auch den Herrn Bräutigam besuchte ich.
Ich fand ihn gefaßter, als ich gedacht hatte. Er
war nur durch die gerichtlichen Vernehmungen etwas
angegriffen.

Er sagte mir ganz offen, daß er den Toten angebetet habe.
Noch heute sei es ihm unfaßbar, daß die bildhübsche,
distinguierte Dame, die er mit Stolz seine
Braut genannt habe, kein Weib im eigentlichen Sinne
des Wortes gewesen sei, sondern den größten Teil ihres
Lebens in Männerkleidern zugebracht habe.
Wenn er des Toten auch nicht gerade voller Haß
gedachte, so war er doch weit davon entfernt, demselben
„den ihm gespielten Streich“ zu verzeihen.
Auf dem Polizeipräsidium wurden mir die Tage-
buchblätter ausgehändigt. Man hatte sie dort durch-
gelesen, und dann versäumt sie mir zu übersenden.
Lassen wir nun aus ihnen den Toten zu uns reden.

W.H.
—

Aus meiner Kindheit.
—

Ein Tag aus meiner Kindheit ist mir besonders im
Gedächtnis geblieben. An jenem Tage saß ich zusammen-
gekauert an dem mit Silberbeschlägen verzierten
offenen Sarg meines Großvaters. Ich saß inmitten all
der Kränze und Kreuze aus dunklen Blättern und hellen
Blüten, zwischen üppigen Palmblättern und weißen
traurigen Röslein und ich weinte — weinte.

Eine elegante Frau in schwarzem Trauerkleid trat
herein und verwies mich mit barschen Worten aus dem
Zimmer.

Diese Dame war meine, mir stets fremd gebliebene
Mutter.

Ich schlich erschreckt und ängstlich an ihr vorüber
zur Tür hinaus. Sie schloß die Tür hinter mir. Einen
Augenblick blieb ich draußen stehen, unschlüssig, wohin
ich mich wenden sollte. Dann ergriff mich mit zwingender
Gewalt der Drang nachzusehen, was meine Mutter da
drinnen tun würde.
Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und blickte durch
das Schlüsselloch.

Ich sah, wie meine Mutter an dem Sarg meines
Großvaters stand und mit tränenlosem, kaltem Auge das
ruhige, verklärte Gesicht des Toten betrachtete.
Es lag ein harter Zug um den Mund meiner
Mutter. Der alte Mann, der Vater meines Vaters, war
im Leben stets ihr Widersacher gewesen. Mir gegenüber
hatte er sich immer als ein freundlicher Helfer und liebevoller
Beschützer gezeigt, ihr gegenüber hatte er meist ein
kühles, abweisendes Wesen an den Tag gelegt und manchmal
hatte er laut mit ihr gezankt. Nun sah ich, wie meine
Mutter meinem Großvater von dessen alten, runzligen
Händen die Ringe abzog. Es ging dies nicht ganz leicht,
und sie zerrte an den erstarrten Fingern herum.
Da stieß ich die Tür auf und rief in hellem Zorn:
„Du, du! Du sollst Großväterchen nicht wehe tun!"
Sie sprang auf mich zu und schlug mich heftig, dann rief
sie nach der alten Brigitte und befahl, mich ins Bett zu bringen.
Um mich vor weiteren Mißhandlungen zu schützen,
nahm mich Brigitte schnell auf den Arm, trug mich die
Treppe hinauf und brachte mich zu Bett. Sie streichelte
mich und küßte mich. Sie hatte mich sehr lieb. Sie
war die einzige im Haus, die es gut mit mir meinte,
seitdem mein Großvater gestorben war.

* * *

Mein Großvater, der überall beliebte Hofrat
Dr. U.. . . a, war im Alter von 86 Jahren ver-
schieden. Sein Großvater war in einem Dorfe, unweit
der Residenz, Wundarzt und Barbier gewesen. Der Sohn
dieses Mannes wurde Feldscher und soll ein sehr an-
gesehener und vielgesuchter Herr gewesen sein. Mein
Großvater studierte in Berlin, Heidelberg und Paris
Medizin und genoß den Ruf eines bedeutenden Gelehrten.
Er entdeckte einen, bis dahin unbekannt gewesenen Nerv
am menschlichen Haupte, der für die Wissenschaft von
Bedeutung wurde und nach ihm den lateinischen Namen
trägt. Der Landesherr brachte meinem Großvater großes
Vertrauen entgegen und zeichnete ihn durch Titel und
Orden aus. Dieser Aufwärtsbewegung in meiner Familie
folgte die Degeneration. Sie machte sich bei meinem
Vater in einer Weise bemerkbar, die ich aus Rücksicht
auf ihn, mir versage, zutreffend zu charakterisieren und
was meinen Bruder und mich anbelangt — bei uns

hat die Degeneration weitere, bedeutende Fortschritte
gemacht, bei dem einen in geistiger Beziehung bei mir
auf einem anderen Gebiet.
* * *

Mein Großvater hatte mir eine Puppe geschenkt,
die stellte einen Matrosen dar. Mit ihr beschäftigte ich
mich am meisten und mit ihr flüchtete ich mich in irgend
einen Winkel des Hauses, wenn ich die herrische Stimme
meiner Mutter hörte. Vor ihr empfand ich eine grenzenlose Furcht.
Als ich größer wurde, hatte ich viel unter dem
Spott der anderen Jungen zu leiden. Ich mochte nicht
mit ihnen spielen, ihre Wildheit stieß mich ab und das
vergalten sie mir, indem sie über mich lachten und mich
die „Puppe“ nannten. Auch mein Bruder war ganz
anders geartet als ich. Er war groß und stark, aber
entsetzlich dumm. Seine Wildheit artete oft in Rohheit
aus und gegen mich legte er eine Verachtung an den Tag,
die sich bis zur Feindseligkeit steigerte. Er war derjenige,
der mich am meisten verhöhnte und die anderen Jungen
anreizte mich zu necken und zu hänseln.
Meine Spielgefährtin war ein kleines Mädchen, für
das ich mir das Zuckerwerk vom Mund absparte und für
das ich Blumen suchte.
Der kleinen Erika gegenüber äußerte ich oft den
Wunsch, daß ich viel lieber auch ein Mädchen sein möchte.
* * *

Der empfindlichste Schlag, der mich wenige Jahre
nach dem Tode meines Großvaters traf, war die Entlassung Brigittens. Sie fand in der brüsken Art statt,
die meiner Mutter bei solchen Anlässen eigen war.
Die gute, alte Brigitte hatte dann auch mit ihrer
Meinung nicht hinter dem Berge gehalten und es war
ein großer Aufruhr im Hause gewesen. Als sie zu mir
kam, um von mir Abschied zu nehmen, traten ihr in die
eben noch zornsprühenden Augen, dicke Tränen. Sie
streichelte mich in ihrer lieben Art, und versicherte mir,
daß sie meinetwegen zu allem stillgeschwiegen hätte, aber
nun hätte das Ducken doch nicht geholfen, nun müsse sie
doch fort und müsse mich allein zurücklassen.
Allein — im Hause meiner Eltern.
* * *

Ich lege hier einen Brief Brigitten's bei, den sie
mir zu meinem 15. Geburtstag schrieb. Damals konnte
ich ihn noch nicht verstehen, später habe ich ihn oft gelesen.
Noch heute ist es mir rätselhaft, wie Brigitte alles
so hat vorausahnen können.
Der Brief lautet:

Mein teurer Liebling!

„Nun bist du schon ein richtiger, verständiger
Mensch geworden. Ich brauche dir zu deinem Geburts-
tag eigentlich nur zu wünschen, daß du weiter gesund
bleibst und dich der liebe Gott in seinen gnädigen
Schutz nimmt. Damit wäre alles gesagt, was ich für
dich in meinem Herzen wünsche.

Aber es ist doch noch etwas anderes, was mich
zwingt, dich immer in meine Gebete einzuschließen. So
gern wäre ich zu dir gekommen, aber jetzt geht das
ja leider nicht. Aber später werde ich dich wiedersehen.
Das hoffe ich mit Gottes Hilfe.
Laß dir dein gutes Gemüt nicht vergiften. Übe
dich darin, bei kleinem, allen Versuchungen zu wider-
stehen. Laß den Zorn nicht über dich Herr werden,
wenn dich die anderen quälen und schlecht behandeln.
Du hast ein liebes, gutes und reines Herz, das bewahre
dir. Lese häufig in der Bibel. Dort steht geschrieben,
daß man denen verzeihen soll, die einem Böses tun.
Das sind schöne Worte, die merke dir. Denn du wirst
in die Lage kommen, sie gebrauchen zu können.
Du wirst vielleicht häufig recht unglücklich sein,
weil du die Liebe entbehren mußt, die anderen das
Leben zur Freude macht. Laß in deinem Gemüt keine
Verbitterung aufkommen, vor allem nicht gegen deine
Eltern. Das wäre eine große Sünde. Und auch
deinem Bruder gegenüber bewahre immer die richtige
Brüderlichkeit. Gerade an ihm kannst du deinen
Charakter stärken. Laß dich nie von ihm zum Zorn
und zur Heftigkeit hinreißen. Denke immer, daß ihm
Gott einen schwachen Verstand gegeben hat, und daß
du über ihm stehst. An ihm kannst du dich im Verzeihen
üben und im stillen Erdulden.

Laß dich niemals von der Verzweiflung unterkriegen.
Hoffe immer auf Gott, zu dessen Kindern du gehörst,
so gut wie irgend ein Anderer. Diejenigen,
die hier unten am meisten zu leiden haben, werden
einst im Himmel an seiner Seite sitzen können, wenn
sie stets seine Gebote befolgt haben.
Denke immer, wenn dir das Leben eine Enttäuschung
bereitet, daß es viele, viele Menschen gibt,
die noch viel schlimmer daran sind, als du. Denke
an die Blinden, an die armen Taubstummen und an
die Krüppel, denke auch an die vielen, die in Irren-
häusern sind! Wie glücklich bist du gegen alle diese.
Du hast deine hübschen klaren Augen und kannst in
Gottes schöner Natur dich nach Herzenslust umsehen.
Du hast einen regulären Geist und deine gesunden
Arme und Beine. Beklage dich nicht, auch wenn du
anderes entbehren mußt.
Sage auch nicht, daß dich niemand lieb hätte.
Ich habe dich sehr lieb, so lieb, als ob du mein eigenes
Kind wärst. Und ich möchte auch immer bei dir sein,
zu deinem Schutz und deinem Trost. Und ich werde
dich auch immer lieb behalten.
Deine alte treue Brigitte.“

Der Brief enthielt manche Sonderbarkeiten für
mich. Damals lächelte ich darüber, später habe ich das
nicht mehr getan.
* * *

Zehn Jahre nach dem Tode meines Großvaters.

Meine Mutter ist alt geworden, ihr volles Haar ist
stark ergraut. Sie hat Sorgen. Die Hinterlassenschaft
meines Großvaters ist weit geringer gewesen, als sie er-
hofft hatte.
Unser großes, altes Haus, das am Marktplatz liegt,
gerade dem Rathaus gegenüber und in dem früher die
Bürgermeister der Stadt gewohnt haben, ist mit
Hypotheken belastet worden.
* * *

Ich arbeitete gestern an meinen Schulaufgaben in dem
Zimmer, welches neben dem Eckzimmer liegt. Dies Eck-

zimmer hat einen wunderschönen Erker, der wie ein
Türmchen an das Haus angeklebt ist. Draußen hat sich
um das graue Gestein dichter alter Epheu gerankt, der
nur ein kleines Fensterchen freiläßt, das wie ein helles
Auge durch das Dunkel der Epheublätter leuchtet. An
diesem Fensterchen pflegt meine Mutter zu sitzen. Sie
kann von hier aus den Marktplatz und zwei auf denselben
mündende Straßen beobachten, ohne selbst gesehen zu
werden.

Mein Bruder Paul und ich besuchen gemeinsam
das Gymnasium. Paul, der zwei Jahre älter ist als ich,
dem aber das Lernen sehr schwer fällt, hat in mehreren
Klassen zwei Jahre zugebracht, so daß ich ihn in der
Obertertia eingeholt habe, nun ist er auch in der Unter-
sekunda sitzen geblieben, während ich nach der Obersekunda
versetzt worden bin.

Gewiß liegt für Paul etwas demütigendes darin,
daß ich ihn überholt habe, aber für meine Mutter liegt
doch aller Grund vor, sich darüber zu freuen, daß wenigstens
einer ihrer Söhne auf dem Gymnasium gut vorwärts kommt.
Merkwürdigerweise ist bei meiner Mutter von einer
Freude hierüber nichts zu merken.

Während Paul nie von seinen Schularbeiten ab-
gerufen wird, werden mir gerade dann, alle möglichen
Kommissionen aufgetragen, wenn ich meine Schulaufgaben
zu erledigen habe. Während für Paul in der oberen Etage
ein ruhig gelegenes Studierzimmerchen eingeräumt worden.
Ich muß ich meine Arbeiten in dem Zimmer neben dem
Salon meiner Mutter erledigen, damit sie zu jeder Zeit
über mich verfügen kann.

Auch gestern sollte ich nicht lange ungestört bleiben.
Meine Mutter klingelte nach mir. Zuerst ein
kurzes und dann ein langanhaltendes Klingeln ist das
Zeichen für mich. Ich war gerade mitten in einer
griechischen Übersetzung gestört worden, und ich mag wohl
ein etwas brummiges Gesicht gemacht haben, als ich in
ihr Zimmer trat.

Sie war sehr aufgeregt. Sie schalt mich, daß ich
sie so lange habe warten lassen. Sie wolle mir die
Ohren schon öffnen. Dabei faßte sie mit energischem
Griff in mein langes blondes Haar und schüttelte meinen
Kopf so heftig, daß ich vor Schmerz laut aufschrie, ob-
wohl ich mir vorgenommen hatte, bei solchen Gelegenheiten

keinen Laut des Schmerzes von mir zu geben.
Ich füge hier ein, daß ich mein leicht gelocktes,
blondes Haar sehr lang trage. Ich habe das so von
meiner Kindheit her beibehalten, obwohl ich von meinen
Klassenkameraden und besonders auch von Paul oft des-
halb verspottet werde. Auch besitze ich eine große Vorliebe
für Fingerringe, und da ich weder heimlich rauche noch Bier
trinke, wie dies die anderen Jungen schon tun, so konnte
ich mir für mein Taschengeld nach und nach ein paar
Ringe kaufen, die zwar ziemlich wertlos sind, die aber
meinen ganzen Stolz ausmachen. Es ist das wohl eine
kindische Eitelkeit, die ich mir aber nicht abgewöhnen
kann, trotzdem ich unter dem Gespött der anderen leide.
Nach diesem, etwas stürmischen Empfang, eröffnete
mir meine Mutter, daß ihr der Rentier St. eine Hypothek
gekündigt habe, nun wisse sie nicht, was sie anfangen
solle. Sie war in einer grenzenlosen Wut und nannte
den alten Herrn, der ihr die Hypothek gekündigt hatte, mit
Namen, die nicht gerade schmeichelhaft für denselben waren.
Und doch hat sie selbst die Veranlassung zu der
Maßnahme des Herrn St. gegeben. Das Zahlen der
Zinsen behandelt sie sehr nachlässig und nachdem Herr St.
wieder einmal vierzehn Tage vergebens auf dieselben ge-
wartet hatte, bekam er auf eine höfliche Mahnung von
meiner Mutter eine so hochfahrende und beleidigende
Antwort, daß er sich veranlaßt gesehen hat, sein Kapital
zurückzufordern.
Meine Mutter erklärte mir, daß sie mich vom
Gymnasium fortnehmen werde, und daß ich eine Stellung
annehmen müsse, in der ich etwas verdiene.
Diese Mitteilung traf mich ganz unerwartet und
nahm mir vollkommen meine Fassung. Ich habe es bis-
her stets, als etwas ganz selbstverständliches angesehen,
daß ich Medizin studieren werde, wie mein Großvater.
Nun brachen alle meine Hoffnungen und Pläne zusammen
und die rücksichtslose Schärfe, mit der mir diese Mitteilung
gemacht wurde, beraubte mich für einen Augenblick gänzlich
Beherrschung, an die ich mich, dank der täglichen
Übung, schon frühzeitig gewöhnt habe. Ich begehrte auf
und verlangte, daß Paul statt meiner vom Gymnasium fort-
genommen werde, da er faul und dumm sei und sich besser
zu einer anderen Tätigkeit eignen würde, als zum Studieren.
Ich empfing für meine trotzigen Reden recht

empfindliche Schläge und zur Strafe wurden mir von
meiner Mutter meine Fingerringe konfisziert. Ich ver-
brachte danach eine schlaflose Nacht und habe viel geweint.
* * *

Heute Nachmittag ging ich ohne Wissen meiner
Mutter zu Herrn St. und erzählte ihm, daß ich vom
Gymnasium fort müsse, wenn er uns das Geld fortnehmen
würde. Ich bat ihn, meiner Mutter doch das Geld zu
lassen und ich wußte ihn so zu rühren, daß er gleich in
meiner Gegenwart einen Brief an meine Mutter schrieb,
in welchem er die Kündigung zurücknahm. Er sagte mir,
indem er meinen Kopf zwischen seine beiden Hände nahm,
ich hätte so schöne blaue Augen, daß er nicht imstande
wäre, mir meine Bitte abzuschlagen. Und er küßte mich
auf den Mund.
* * *

Ich las einmal in einem alten Buch, seine Blätter
waren schon arg vergilbt und der zerschlissene Einband
stammte aus einer längst vergangenen Zeit. Das Buch
hatte zum Nachlaß meines Großvaters gehört.

Das Buch enthielt orientalische Sagen und Märchen.
Eines dieser Märchen erzählte von einem König folgendes:

„Es war einmal ein König mit schwarzem Haar
und dunklen Augen. Wenn man in diese Augen sah,
so war es einem, als blicke man in einen tiefen See
und seine Haare waren weicher, wie die eines neu-
geborenen Lammes und glänzender, wie die feinste
Seide. Sein Mund war gütig, aber er schien nicht
Lachen zu können. Sein edles Haupt neigte sich
dankend, auch beim Gruße des ärmsten Bettlers.
Alle liebten ihn, aber er liebte niemand.
So sehr auch die Großen seines Reiches in ihn
drangen dem Lande eine Königin zu geben, so wußte
er doch immer sich ihren Wünschen zu entziehen. Und
ob man auch die schönsten Prinzessinnen aus allen
Nachbarreichen ihm der Reihe nach in Vorschlag
brachte, er wählte keine von ihnen, selbst nicht die
schöne Adarama, deren Schönheit die Märchenerzähler
priesen und deren Anblick jeden Mann in einen

starken Zauber schlug, also, daß er fortan sich in
Sehnsucht nach der schönen Adarama verzehrte. Der
junge König lächelte still und wehmütig vor sich hin,
wenn man ihm die Reize der wundersamen Adarama
schilderte, er begehrte ihrer nicht. Dabei schweifte
fein Auge oft träumerisch und sehnsuchtsvoll umher.
Es war, als ob er nach einem Glück suche, das er in
weiter, unerreichbarer Ferne vor sich dahin schweben
sah, ohne es jemals erreichen zu können.
Als er einst bei sinkender Abendsonne ganz allein
in seiner verträumten Weise, längs des Meeresstrandes
daher ging, sah er einen Fischerknaben sich unweit des
Ufers in einem Kahn schaukeln. Er winkte den
Knaben heran, und ließ sich von ihm auf das Meer
hinausfahren.
Der Knabe saß ihm gegenüber auf der Bank und
blickte aus seinen großen klaren Augen ganz verzückt
den König an. Und auch des Königs Blicke fielen
auf den Knaben und als er diese Augen sah, die in
kindlicher Verzückung auf ihn gerichtet waren, da war
es ihm, als sähe er in diesen Knaben sich selbst
wieder, in dem niederen Gewande eines der Ärmsten
seines Volkes.
Der König nahm den Knaben mit in seinen
Palast. Er ließ ihm ein prunkvolles Gewand an-
fertigen und fortan mußte er stets in seiner Nähe sein.
Der König war nunmehr wie umgewandelt. Seine
Augen blickten nicht mehr traurig und entsagungsvoll,
eine heiße Lebenslust sprühte aus ihnen und sein
Mund, der früher stets ernst und geschlossen gewesen
war, lachte und plauderte in frohem Übermut.
Doch nicht lange sollte er sich seines Glückes freuen.
Der Haß der Großen verfolgte den Knaben, der
sich die Gunst des Königs so schnell erworben hatte
und dessen Herz besaß.
Sie meinten, daß er dem Lande Unglück bringen
könne und sie ermordeten ihn.
Da versank der König in eine tiefe Traurigkeit.
Er klagte und weinte um den Toten und verzehrte
sich in Sehnsucht nach ihm. Auch der Gram kann
töten und ungestillte Sehnsucht hilft ihm dabei.
Der König starb wenige Monate nach dem Tode
des Fischerknaben.

Er ward in dem herrlichen Mausoleum bei-
gesetzt, daß er für den ermordeten Knaben hatte er-
richten lassen. So schlief er an der Seite dessen den
ewigen Schlaf, den er im Leben geliebt hatte.“

So ungefähr lautete die Erzählung von dem armen
König, die mich stets eigentümlich ergriff. Sie war sehr
rührend geschrieben und ich habe um den König und um
den Knaben geweint. Besonders bei der Stelle, an welcher
erzählt wurde, daß der Knabe feine Mörder so flehent-
lich gebeten habe, das Leben des Königs zu schonen, da
vermochte ich den Tränen keinen Einhalt zu gebieten.
Oft kam ich mir vor, als hätte ich die Geschichte
in einer längst vergangenen Zeit selbst erlebt, als wäre
ich einst der unglückliche König gewesen.
* * *

Der Primaner Kurt Rosenstock hat meinem Bruder
Paul am Montag auf dem Schulhof eine furchtbare Ohr-
feige gegeben, weil mein Bruder mich einen Eunuch genannt
hat. Ich weiß nicht, warum sich Kurt deswegen so auf-
regte. Er halt das Wort für eine Beleidigung.
Seit Kurt Rosenstock so energisch für mich eingetreten
ist, wagt es keiner mehr mich zu hänseln. Er hat gesagt,
er würde jeden verprügeln, der es wagen würde, mich
auch nur schief anzusehen. Nun lassen sie mich in Frieden.
Kurt Rosenstock ist der Stärkste auf dem Gymnasium.
* * *

Kurt Rosenstock erwartet mich immer hinter der Post
und dann gehen wir zusammen spazieren. Er ist aus
Süddeutschland, und man hat ihn schon von zwei Gymnasien
fortgejagt. Auf dem einen Gymnasium hat er mit einem
Lehrer, der ihn schlagen wollte, einen Ringkampf ver-
anstaltet. Auf dem anderen Gymnasium war er Mitglied
einer Gymnasiastenverbindung. Sein Vater muß sehr gute
Beziehungen haben, sonst wäre er überhaupt nicht wieder
in ein Gymnasium aufgenommen worden. Alle haben
einen riesigen Respekt vor ihm, und alle rechnen es sich
zur Ehre an, sein Freund zu sein. Aber zu keinem ist er
so freundlich, wie zu mir. Er hat den größten Schnurr-
bart von allen Primanern und ich bin der einzige Sekun-
daner, mit dem er geht. Wenn wir zusammen ausgehen,

sehe ich, wie vernarrt die Mädel in ihn sind. Sie laufen
uns immer in den Weg, aber Kurt lacht über sie. Ich
werde wegen dieser Freundschaft mit Kurt Rosenstock viel
beneidet. Ich habe mich aber nicht an ihn herangeschmissen,
sondern er hat mir seine Freundschaft angeboten. Es
kommt mir überhaupt vor, als ob er mich viel mehr liebte,
als ich ihn. Er ist so groß und so stark und hat so etwas
an sich, das sich Gehorsam erzwingt. Er imponiert mir,
aber ich habe doch auch gleichzeitig immer so etwas wie
Angst vor ihm.
* * *

„Teutonia sei's Panier!“ Die Primaner haben
eine Verbindung gegründet. Kurt Rosenstock ist der
Präsident. Ich bin der einzige Sekundaner, der auf-
gefordert wurde, mitzumachen. Ich konnte mich nicht
ausschließen, aber ich besuche nur selten die Kneipe. Ich
sollte mir die Haare kurz schneiden lassen, aber Kurt
Rosenstock erklärte, daß der freie Germane seine Haupt-
haare, bis auf die Schultern herabfallend, getragen habe.
Er gab mir den Kneipnamen „Baldur“, und damit war
alles erledigt. Wenn er etwas spricht, fügen sich die
anderen stets. Die Kneipen werden immer sehr heim-
lich abgehalten. Wenn die Magister etwas merken und
die Verbindung auffliegt, dann gibts Relegationen. Ganz
sicher würde Kurt Rosenstock geschaßt. Das weiß er auch.
Er sagte mir einmal, es würde ihm das seiner Mutter
wegen, die er sehr liebt, leid tun. Aber der Drang, Gefahren
zu bestehen, ist so groß in ihm, daß er ihn nicht zu unterdrücken vermag.
* * *

In diesem ereignisreichen Winter habe ich gestern
zusammen mit Paul die erste Tanzstunde besucht. Ich habe
dazu auch einen neuen schwarzen Anzug erhalten. Ringe
habe ich auch wieder. Kurt Rosenstock hat mir einen
wunderschönen echten Goldring geschenkt, in den ein Türkis
gefaßt ist. Er sagte, der Stein würde so lange blau
bleiben, wie ich ihm treue Freundschaft bewahre. Er
wollte mir die Tanzstunde zuerst ausreden. Da er aber
sah, wie ich mich auf das Tanzen freute, hat er sich auch
eintragen lassen. Er ist aber bereits ein perfekter Tänzer.
Er tanzt besser und ist überhaupt viel eleganter, wie unser
Tanzbär. Als es bekannt wurde, daß sich Kurt Rosenstock

an der Tanzstunde beteiligte, haben sich noch so viele
Mädels gemeldet, daß Herr Glaser eine ganze Reihe ab-
weisen mußte. Kurt bringt mir immer die Liebesbriefe
und die Gedichte, die er bekommt, mit. Wir lachen
darüber, dann zerreißt er die Briefe und wirft sie weg.
Paul sucht sich an ihn heranzudrängen, aber Kurt läßt
ihn abblitzen. Kurt will mich in den großen Ferien mit
zu seinen Eltern nehmen. Was er mich dort alles lehren
will! Ich soll reiten lernen, ich soll lernen einen Hasen
totschießen, auch im Schwimmen will er mich unterrichten.
Er wundert sich, daß ich nicht in Begeisterung ausbreche,
ob der Freuden, die mich erwarten. Aber das kann ich
nun einmal nicht. Im Gegenteil, mir ist vor allen diesen
Dingen recht bange. Ich habe noch nie auf einem Pferd
gesessen, ich habe noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt
und ich habe noch nie in einem offenen Fluß gebadet.
Ich habe auch noch nie mit anderen zusammen in einer
Badeanstalt gebadet. Meine Mutter sagte stets, Groß-
vater habe mir das verboten. Und nun soll ich in der
Donau schwimmen lernen!
* * *

Tanzen! Ach Tanzen! Mit welcher Heftigkeit hat
mich das Tanzfieber ergriffen. Alle find über mich erstaunt,
am meisten ich selbst. Was ist denn das? Wenn ich mit
Kurt Rosenstock tanze, er als Herr, ich als Dame, dann
kommt etwas über mich, das ich mir nicht zu erklären
vermag. Er tanzt viel mit mir; und lieber, als mit
einem unserer Dämchen, tanze ich mit ihm. Ach, das ist
schön, das ist herrlich! Wenn wir beide einen Walzer
tanzen, dann bleiben die anderen Paare stehen und sehen
uns zu. Unsere Tanzstundendamen sind nicht gut auf
mich zu sprechen. Sie ärgern sich, daß Kurt Rosenstock
so oft mit mir tanzt. Was mir schon daran liegt, ob
sich die Gänse ärgern. Kurt Rosenstock soll mit mir
tanzen. Ich habe jetzt gar keine Angst mehr vor ihm.
Ach, es ist wonnig, so mit ihm dahin zu schweben, von
seinen starken Armen gehalten. Wenn doch die Tanz-
stunde nicht schon so bald zu Ende wäre. Na, noch vier
Monate, dann haben wir die großen Ferien. Ich reife
mit ihm, dann habe ich ihn vier Wochen lang ganz
für mich.
* * *

Ich bin furchtbar aufgeregt. Was soll daraus
werden. Es ist vier Uhr nachts, aber ich kann mich nicht
entschließen, mich ins Bett zu legen. Ich würde ja doch
nicht schlafen können. Ob Kurt noch auf der Polizei-
wache festgehalten wird? Der Gedanke ist mir schrecklich.
Wir waren heute abend auf der Teutonenkneipe
gewesen. Kurt hatte viel getrunken. Wie immer wollte
er mich nach Hause begleiten. Als wir am Café Lenz
vorbeikamen, forderte er mich auf, mit ihm hinein zu gehen.
Ich wollte zwar nicht recht, es war mir gleich so, als ob
uns etwas Schlimmes bevorstände, aber ich habe ja
keinen Willen, neben dem seinen. Das Lokal war überfüllt,
ein paar Musikanten spielten die neuesten Walzer
und viele der Anwesenden sangen mit. Wir setzten uns
an einen Tisch, an dem noch andere Personen saßen.
Kurt bestellte für sich ein Glas Bier, und für mich eine
Tasse Kaffee. Ich merkte bald, daß die Leute um uns
herum über mich tuschelten. Für mich ist das eine alte
Geschichte und ich achtete nicht darauf. Ich horchte
aufmerksam auf die Musik. Der Geiger interessierte mich
durch seine dunklen Augen und sein wundervolles Spiel.
Ich hatte dabei wenig auf Kurt geachtet, plötzlich aber
sah ich, wie er mit zornrotem Gesicht aufsprang und einen
Herrn, der am Nebentisch saß, an der Brust faßte und
ihn heftig schüttelte. Dabei rief er: „Was haben Sie
gesagt?! Wollen Sie das zurücknehmen?“ Was der Herr
antwortete, konnte ich nicht verstehen. Zu meinem
Schrecken aber sah ich, daß ihm Kurt rechts und links
ein paar gehörige Maulschellen versetzte.
Ein furchtbarer Tumult brach aus. Die Musik
verstummte. Alles sprang auf. Eine Anzahl Leute
drang auf Kurt ein, nicht nur mit Fäusten, sondern auch
mit Stöcken und Schirmen schlug man nach ihm. Er
hatte ein leeres Bierglas ergriffen und schlug damit auf
die Köpfe der Zudringlichsten. Ich war ganz von ihm
abgedrängt worden und ich rief mit verzweifelter Stimme
nach Polizei. Sie kam auch bald. Weniger wohl in
Folge meines Rufens, als durch den furchtbaren
Lärm herbeigelockt, den diese zweihundert durcheinander
schreiende und lärmende Personen verursachten. Das
Resultat, der von einem Schutzmann angestellten Unter-
suchung war, daß Kurt Rosenstock und ich ihm nach der

Polizeiwache folgen mußten. Der Herr, den Kurt geohrfeigt hatte, war in dem Kampf so übel zugerichtet worden, daß er nach einem Krankenhaus gebracht werden mußte. Auf dem Wege nach der Polizeiwache, auf dem wir von ein paar Dutzend schimpfender Leute begleitet wurden, fragte ich Kurt nach der Ursache des Streites. Er hat mir aber nichts richtiges geantwortet. Auf der Polizeiwache wurde ich von ihm getrennt. Ich wurde zuerst vernommen und nach Feststellung meiner Personalien mit der Weisung entlassen, mich sofort nach Hause zu begeben. Da sich vor dem Wachlokal noch viele Menschen aufhielten und man fürchtete, diese würden an mir ihr Mütchen kühlen, begleitete mich ein Polizist bis an die Tür unseres Hauses.

* * *

Das waren furchtbare Tage und für Kurt werden furchtbarere folgen. Mir sind die Würfel bereits gefallen. Ich bin geschaßt. Mit meiner Hoffnung, studieren zu können, ist es aus. Was nun werden soll, weiß ich nicht. Mir ist jetzt auch alles gleich.

Mein armer Kurt! Meine Gedanken sind immer nur bei dir. Wie wirst du im Gefängnis leiden. Und was für eine Strafe wird dich treffen?

Der Mann, dem Kurt die Ohrfeigen gegeben hatte, war ein Weinreisender, namens W. Er hat bei der Geschichte einen Schädelbruch erlitten und ist in dem Krankenhaus gestorben. Nun ist die Frage die, ob Kurt ihm mit dem Bierglas den Schädelbruch beigebracht hat, oder ob Herr W., wie einige Zeugen behaupten, beim Aufstehen zurückgetaumelt und gegen eine Tischkante gefallen ist. Jedenfalls ist Kurt Rosenstock in Untersuchungshaft behalten worden. Auch für meine Kommilitonen ist die Sache übel ausgegangen. Bei einer sofort vorgenommenen Haussuchung in der Wohnung Kurts wurde unsere Mitgliederliste, die Statuten der „Teutonia“, und unsere Korrespondenz mit einer Verbindung in H. gefunden und beschlagnahmt. Die anderen sind mit dem consilium abeundi und Karzerstrafen davongekommen. Ich bin, in Anbetracht des Umstandes, daß ich auch bei der Affaire im Café Lenz zugegen war, geschaßt worden. Natürlich hat Kurt das gleiche Los getroffen. Das Gericht hat keine Beteiligung meinerseits an dem Streit in dem Café Lenz angenommen und auch kein Verfahren gegen mich eingeleitet.

Der Aufenthalt hier im Hause wird für mich zur
Hölle. Meine Mutter ist ganz sinnlos vor Wut über die
Schande, die ich über die Familie gebracht habe und weil
das Geld für meine Ausbildung zwecklos vergeudet sei. Ich
darf nicht mehr mit am Tisch essen und Paul, der nun
vor Kurt Rosenstock keine Angst mehr hat, schlägt mich,
wo er mich nur sieht. Er ist ja viel stärker, als ich.
Ich kann mich gegen ihn nicht wehren.
Am liebsten wäre ich tot. Wenn ich nur Kurt noch einmal
sehen könnte.
* * *

Kurts Vater ist hier eingetroffen. Er hat Kurt im
Gefängnis besucht, und hatte mich dann zu sich in sein
Hotel gebeten. Er ist ein großer, sehr ernster Mann,
Er ist sehr betrübt über Kurts Tat und versucht mit
allen Mitteln, das wieder gut zu machen, was Kurt ver-
schuldet hat. Der Witwe des Weinreisenden W. hat er
eine reiche Jahresrente ansgesetzt und 30000 M.
sofort ausgezahlt. Er hatte gehofft, Kurt, gegen Stellung
einer Kaution, aus der Untersuchungshaft frei zu bekommen,
aber seine Hoffnung ist fehl gegangen.
Mich sah Herr Rosenstock mit einem langen, durch-
dringenden Blick an. Er schien von der Musterung, die
er mit mir vornahm, nicht besonders entzückt zu sein.
Ich merkte das natürlich sofort, wenn er sich auch Mühe
gab, sich mir gegenüber freundlich zu stellen. Kurt hatte ihm
Grüße für mich aufgetragen. Herr Rosenstock erzählte mir,
daß Kurts Mutter durch den Schreck, den sie bei der
Mitteilung von der Verhaftung Kurts bekommen habe,
sehr krank geworden sei. Er machte mir auch Vorwürfe,
daß wir Jungen bei unsern Streichen gar keine Rücksicht
auf unsere Eltern nehmen, das sei bei Kurt ganz be-
sonders der Fall. Trotzdem merkte ich, wie lieb er Kurt
hat. Ach, so von Vater und Mutter innig geliebt zu
werden, ist doch das Schönste auf der Welt! Was würde
ich darum geben, wenn mir dies Glück geworden wäre.
Kurt hat auch seinem Vater den Ausruf des Wein-
reisenden W. nicht mitgeteilt, welcher die Veranlassung
zu dem Streit geworden ist. Ich glaube bestimmt, es
handelt sich um ein Schimpfwort, das mir gegolten hat.
* * *

Ich hatte ein Gesuch eingereicht, und um eine Unter-
redung mit Kurt gebeten. Das Gesuch ist aber abschlägig
beschieden worden. Kurts Vater hat den besten Rechts-
anwalt der Stadt, als Verteidiger für seinen Sohn gewonnen.
Dann ist er wieder abgereist.
Darüber, was aus mir werden soll, ist noch nichts
bestimmt. Ich zerbreche mir beständig den Kopf, wie ich
Kurt zur Flucht aus dem Gefängnis verhelfen könnte.
Ach, wenn wir beide doch zusammen fliehen könnten.
Irgendwohin, am liebsten auf eine kleine, unbewohnte Insel
mitten im Meer.
* * *

Ich mag mich kaum noch auf der Straße sehenlassen.
Meine früheren Mitschüler, die mich fürchteten
und beneideten, als Kurt Rosenstock immer mit mir ging,
schneiden mich jetzt kühl oder schimpfen gar, ganz offen
hinter mir her. Die Damen unseres Tanzkränzchens, das
ich natürlich nach dem Vorfall im Café Lenz nicht mehr
besuchen darf, wozu ich — nebenbei bemerkt — auch nicht die
geringste Lust mehr verspüre, lachen mir in das Gesicht, wenn
ich sie grüße, ohne meinen Gruß zu erwidern. Frechheit!
Abends, wenn es dunkel wird, schleiche ich aus dem
Hause, und streiche in der Nähe des Gefängnisses umher. Hinter
seinen Mauern sitzt alles, was ich liebe. Mein armer Kurt.
* * *

Ich war für heute zu einer Vernehmung, vor dem
Untersuchungsrichter, geladen. Dort traf ich den Geigen-
spieler aus dem Café Lenz, der auch als Zeuge in Kurt's
Sache vernommen wurde.
Auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes sprach er
mich an. Er hat eine weiche, sympathische Stimme.
Während er zu mir sprach, blickte er mich stets unverwandt
an. Er sagte mir, er hätte Kurt und mich an dem
Abend in das Café Lenz eintreten sehen. Ich sei ihm
besonders aufgefallen, und er habe sich gefreut, daß wir
uns in die Nähe des Orchesters gesetzt hätten. Nach der
Vernehmung lud er mich zu einem Spaziergang ein.
Er hat schon viel von der Welt gesehen und ich höre ihm
gern zu, wenn er erzählt.
Seine Aussage kann für Kurt sehr günstig werden.
Er hat gesehen, wie Herr W., als er aufspringen wollte,

zurückgetaumelt und mit dem Kopf schwer gegen eine
Tischkante geschlagen ist. Das Bierglas Kurt's habe
den Schädel des Mannes nicht berührt.
Ich möchte diese Aussage an Kurt gelangen lassen,
sie würde ihm einen Trost gewähren.
Aber es ist mir ja unmöglich gemacht, mich mit ihm
in Verbindung zu setzen. Warum eine solche Härte?
Ich werde an die Eltern Kurts schreiben und ihnen
mitteilen, daß Kurt an dem Tod des Herrn W. schuldlos
ist. Das wird ihnen eine frohe Nachricht sein und ihnen
meine Anteilnahme an Kurts Schicksal beweisen, ohne daß
es aufdringlich von mir ist.
Wie glücklich ist Kurt, trotz seinem Unglück. Er
hat Eltern, die ihn lieben.
* * *

Mein neuer Bekannter heißt Edgar Töpfer. Ich
habe ihn auf seine Einladung hin, in seiner Wohnung
besucht und wir haben dort Kaffee getrunken und Kuchen
gegessen. Danach hat er mir auf seiner Geige vorgespielt.
Es waren ein paar selige Stunden.
Er ist ein wirklicher Künstler. Oft liegt ein Hauch
sanfter Schwermut über seinem Spiel, dann wieder klingt
es aus ihm, wie ein verhaltenes Feuer, das hin und wieder
mit zwingender Gewalt durchbricht.
Seine Augen sind sehr schön, groß und dunkel und
sprechend.
Mit seinem Spiel entreißt er mich für kurze
Zeit der bösen, harten Wirklichkeit und führt mich in
das Märchenland der Träume.
Ich weiß nicht, was ihn an mich fesselt und was
ihn so gütig mir gegenüber stimmt, Ich habe ihm den
Wunsch ausgesprochen, an Kurt einen Brief gelangen zu
lassen, und er will den Brief richtig in seine Hände be-
sorgen. Er hat mich eingeladen, ihn auch morgen wieder
zu besuchen und ich werde gern zu ihm kommen.
* * *

Herr Töpfer hat meinen Brief an Kurt besorgt und
ich hatte das große Glück, durch ihn auch von Kurt einen
Brief zu erhalten. Ich fragte Herrn Töpfer, wie er es
angestellt habe, Briefe in die Zelle und aus der Zelle Kurts
zu spedieren. Das wollte er mir aber nicht sagen. Kurt

schrieb mir, ich möchte mich doch bei der Witwe des toten
Weinreisenden erkundigen, wie es derselben ginge. Ich
bin auch dort gewesen. Die Frau macht einen sehr netten
Eindruck. Sie scheint sich auch den Tod ihres Mannes
nicht allzusehr zu Herzen genommen zu haben. Der Mann
hatte ihr durch feine Streit- und Trunksucht das Leben sehr
verbittert. Über den alten Herrn Rosenstock, war sie voll
des Lobes. Die schnelle und noble Art, in der er für sie
gesorgt habe, ohne danach zu fragen, ob sein Sohn wirklich
die Schuld an dem Tod ihres Mannes trüge, hat der Frau
sehr gefallen. Sie sagte mir, daß sich Kurt ihretwegen
beruhigen könne. Sie hoffte, daß er freigesprochen
werde.

Ich habe das alles sofort an Kurt geschrieben, und
morgen wird Herr Töpfer den Brief an seine Adresse
befördern.

Was aus mir werden soll, ist immer noch nicht
entschieden. Meine Mutter will nicht, daß ich in irgend
ein Geschäft eintrete, wo ich als Lehrling kein Gehalt
bekomme. Sie will, daß ich gleich etwas verdiene. Eine
solche Stellung findet sich für mich sehr schwer. Jeden
Tag schreibe ich eine Menge Offertenbriefe. Ich habe
mich auch schon persönlich um die verschiedensten Stel-
lungen beworben. Ich bin aber überall abgewiesen worden.
Das Verhältnis zu meiner Mutter gestaltet sich durch
diese Mißerfolge immer unerfreulicher. Mein heißester
Wunsch ist, ganz von hier fort zu kommen.
Mein einziger Trost in dieser bösen Zeit sind meine
Besuche bei Herrn Edgar Töpfer. Er hat auf seinem
Zimmer ein Klavier stehen und auf ihm erteilt er mir
Unterricht. Er sagt, meine Fortschritte wären überraschend.
Aber ich weiß nicht, ob ich seinen Lobsprüchen
trauen darf. Er findet alles an mir schön und gut und
umgiebt mich mit einer so liebevollen Zärtlichkeit, daß ich
die Gerechtigkeit seines Urteils anzweifele. Wohl aber
macht mir das Klavierspielen sehr viel Freude, und er ist
ein vorzüglicher Lehrmeister.
Ich bin ein Fantast! Noch nicht vier Wochen sind
es her, seit ich die Tastatur des Klaviers kennen lernte, und
schon träume ich davon, ein großer, vielbewunderter Künstler

zu werden.
* * *

Der Tag, an welchem die Verhandlung gegen Kurt
Rosenstock stattfinden wird, ist festgesetzt. Die Anklage
lautet nur auf Körperverletzung. Der Tod des W. wird
Kurt nicht zur Last gelegt.
Mir ist sehr bang zu Mut und noch enger als
bisher, habe ich mich an Edgar angeschlossen. Wenn ich
bei ihm bin, bin ich ruhig, dann fühle ich mich geborgen.
Jedes seiner Worte klingt mir wie Musik, und wenn er
mir mit seiner weichen Hand über das Haar streicht, dann
schließe ich die Augen in einem stillen Wonnegefühl. Mir
ist dann so eigentümlich selig zu Mut, und ich möchte ihn
bitten, immer weiter zu sprechen und immer wieder mein
Haar zu streicheln. In mir toben sonderbare Gefühle,
über die ich mir nicht klar zu werden vermag. Wenn es
nicht so lächerlich wäre und eines Mannes unwürdig, dann
würde ich sagen, ich möchte ihn küssen und von ihm geküßt
sein. Ach ja, ich stelle es mir herrlich vor, von ihm umschlungen, um-
armt, geküßt zu werden.

Ich weiß, so ein Wunsch ist Unsinn. Ich habe mir
schon vorgenommen, garnicht wieder zu ihm hinzugehen,
weil ich unter diesem Zustand leide. Aber wenn die Stunde
kommt, in der er mich erwartet, dann laufe ich, so schnell
ich nur kann, zu ihm, damit ich nur nicht eine Minute
versäume.

Ob er auch etwas ähnliches für mich fühlt, wie ich
für ihn? Er vermeidet es, mich anzurühren, aber feine
Blicke ruhen manchmal mit so einem eigentümlichen Aus-
druck auf mir, daß ich nicht weiß, ob er Mitleid mit
mir empfindet, oder ob er leidet, wie ich.

Was Kurt Rosenstock anbelangt, so glaubt er be-
stimmt, daß dieser freigesprochen wird. Er kennt auch das
Wort, welches jener Herr W. zu unserem Tisch herüber
gerufen hat, und das Kurt in so sinnlose Wut versetzte.
Er will mir das Wort aber nicht sagen. Es muß eine
sehr gemeine Beschimpfung sein, die auf mich gemünzt
ist. Nun, bei der Gerichtsverhandlung werde ich sie zu
hören bekommen.

Den Briefwechsel mit Kurt Rosenstock habe ich mit
Hilfe Edgar's fortgesetzt. Kurt beschäftigt sich in Ge-
danken sehr viel mit mir. Seine treue Freundschaft zu
mir, spricht aus jeder seiner Zeilen. Ich komme mir, ihm
gegenüber, sehr schlecht vor, meine Zuneigung zu Edgar,
erscheint mir, wie ein Treubruch an ihm.
Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch sich so
wenig in Gewalt hat, daß er so wenig Herrschaft über
seine Gefühle besitzt. Alle Vorwürfe, die ich mir mache,
können mir nicht darüber hinweghelfen, daß in meinem
Herzen Edgar einen weit größeren Platz einnimmt, als
Kurt Rosenstock.
* * *

Meine Mutter hat eine Stellung für mich ge-
funden. Eine Lehrstelle zwar, aber doch eine solche, in
welcher ich von Anfang an 30 Mark monatliches Gehalt
erhalte, später mehr. Am Ersten nächsten Monats, trete
ich in das Damenkonfektionsgeschäft der Firma Markus
& Bernstein, Inhaber Siegfried Markus, ein. Meine
Mutter hatte in dem Geschäft irgend etwas gekauft und
bei dieser Gelegenheit mit dem Inhaber über mich ge-
sprochen. Herr Markus hatte meiner Mutter gesagt, daß
er mich vielleicht gebrauchen könne und am anderen Tag
hatte sie mich ihm vorgestellt. Ich gefiel ihm und ich wurde
durch einen Vertrag auf den Zeitraum von 3 Jahren
an die Firma Markus & Bernstein verpachtet. Meine
Mutter hatte gemeint, ich müsse mir nun die Haare
schneiden lassen, aber Herr Markus hatte dem wider-
sprochen. Er wollte mich so haben, genau so, wie ich
bin. Das wäre mal etwas anderes, das würde seiner
Damenkundschaft gefallen.
Am Nachmittag habe ich mich bei Edgar tüchtig
ausgeweint. Er war, wie immer, sehr lieb zu mir und
versuchte mich damit zu trösten, daß er nun auch bald
von hier fort müsse, da sein Engagement im Café Lenz
in wenigen Tagen abgelaufen sei.
Das war ein schlechter Trost für mich.
Ich machte ihm den Vorschlag, mit ihm zusammen
von hier fortzugehen. Da bekam er einen ordentlichen
Schreck und hat eifrig versucht, mir den Gedanken aus-
zureden. Er muß mich doch nicht so lieb haben, wie
ich ihn.

* * *

Das war heute mein letzter freier Tag. Morgen
trete ich meine Stellung bei Markus & Bernstein an.
Ich habe fast den ganzen Tag bei Edgar zugebracht.
Wegen mir schickte er einen vornehmen Herrn fort, der
ihm einen Besuch machen wollte. Er wollte den ganzen
Tag mir widmen. Er hat mir auf seiner Geige vor-
gespielt und ich wurde von seinem Spiel so ergriffen,
daß ich zu weinen begann. Da schloß er mich in seine
Arme und küßte mich. Das hat er zum ersten Mal ge-
tan, seit ich ihn kenne. Es schien ihm nachher auch leid
zu tun, daß er sich so hatte fortreißen lassen. Es kam
mir vor, als wäre er über sich selbst verstimmt und erst,
als einige Zeit verstrichen war, fand er den alten, lieben
Ton wieder, den ich an ihm gewohnt bin zu hören.
Meine Stellung bei Markus & Bernstein hatte von
vornherein nicht seinen Beifall gefunden. Er hatte bei
der Nachricht bedenklich den Kopf geschüttelt und mich
gebeten, diese Stellung nicht anzutreten. Einen Grund
für seine Bedenken wollte er mir nicht angeben, aber er
meinte, meine Mutter müsse über das Geschäft schlecht
informiert sein. Er hat dann, ohne mein Wissen, einen
Brief an meine Mutter geschrieben, über dessen Inhalt
ich nie etwas erfahren konnte. Ich weiß aber, daß
meine Mutter ihm geantwortet hat, sie ließe sich in ihre
Angelegenheiten nicht hineinreden.
Heute warnte er mich vor allerlei Gefahren, die
mir bevorständen, und machte mich mit seinen Warnungen
umso ängstlicher, als er sich nur undeutlich ausdrückte,
so daß ich nicht recht verstand, vor was für Gefahren
er mich eigentlich warnen wollte.
Ich werde auf der Hut sein, aber ich weiß nicht,
vor was.
Er erzählte mir auch, was er bisher noch gar nicht
getan hatte, einiges über seine Familienverhältnisse. Seine
Mutter ist schon früh gestorben, und sein Vater hat ihm
wenig Verständnis entgegengebracht. Er meinte, daß,
wenn sein Hang zur Musik von seinem Vater mehr ge-
würdigt worden wäre und derselbe ihm den Besuch eines
Konservatoriums ermöglicht hätte, er es zu etwas wirklich
Gutem hätte bringen können. So müsse er sich mit einer
mühsam errungenen Mittelmäßigkeit begnügen. Er hat

für sein erspartes Geld bei kleinen Musikern Unterricht
genommen, die ihm beim besten Willen nicht viel beibringen konnten.
Er leidet durchaus nicht an Überhebung. Er hat
mir vollkommen ausgeredet, daß er ein wirklicher Künstler
sei. Wäre er das, so meinte er, dann würde er nicht im
Café Lenz spielen.
Er hat noch drei Geschwister, zwei Schwestern und
einen Bruder. Die Schwestern sind beide verheiratet
und der Bruder ist nach Amerika ausgewandert. Er
steht weder mit seinem noch lebenden Vater, noch auch
mit seinen Geschwistern in irgend welcher Verbindung. Sie
sind ihm so gleichgültig, als wären es ganz fremde Menschen.
Kurt würde das nicht verstehen können, aber ich
verstehe ihn.
Ich habe ihn bis zum Café Lenz begleitet und ihm
versprochen, ihn am nächsten Sonntag Nachmittag wieder
zu besuchen. Es wird dies mein letzter Besuch bei ihm
sein, denn wenige Tage später muß er von hier fort.
Mir ist, als ob mir das Herz brechen müßte. Ich
kann den Gedanken nicht fassen, daß ich ihn nur einmal
noch sehen soll, und dann nie wieder.
—

Meine Lehrjahre.
—

Es ist zehn Uhr abends. Vor einer Stunde habe ich
zum ersten Mal die Jalousien vor den Schau-
fenstern der Firma Markus & Bernstein herabgelassen,
die ich am heutigen Morgen kurz nach sieben Uhr zum
ersten Mal hoch gewunden hatte.

Als heute Morgen Herr Markus in das Geschäft kam,
gab er mir die Hand und sagte, er hoffe, aus mir ein
nützliches Glied in der Kette der menschlichen Gesellschaft
zu machen. Gleichzeitig sagte er mir, daß ich mich daran
halten müsse, die dreißig Mark Gehalt zu verdienen. Er
liebe es nicht, sein Geld für Faulenzer zum Fenster hinaus
zu werfen.

Heute habe ich mir seine Zufriedenheit sicher noch
nicht zu erwerben vermocht, obwohl ich mir wirklich redlich
Mühe gegeben hatte. Aber das Schelten und Zurechtweisen

hörte den ganzen Tag über nicht auf und die Verkäufer und selbst die Kassiererin, unterstützten ihn dabei.
Mein Gott, ich habe mir die Tätigkeit in so einem Geschäft viel einfacher vorgestellt. Ob ich mich je in alles hineinfinden werde? Ach, es fällt mir schwer, ein nützliches Mitglied der Firma Markus & Bernstein zu werden, wie soll ich jemals ein solches der ganzen menschlichen Gesellschaft werden!
Wir haben nur Damenkundschaft, und in den Nachmittags- und Abendstunden kamen viele Käuferinnen. Manche waren sehr elegant gekleidet und rochen nach starken Parfums, die ich sehr gern rieche. Ich wurde viel von ihnen angeglotzt und Herr Markus schien einen besonderen Gefallen daran zu finden, mich gerade in ihrer Gegenwart zu triezen.
Jedes Dienstmädchen wird gnädiges Fräulein genannt und sonst alles gnädige Frau. Ich muß Stühle herbeiholen und die Türen aufmachen, aufräumen und abputzen. Pakete forttragen muß ich auch. Das ist mir am wenigsten angenehm wegen meiner früheren Klassenkameraden und der Tanzstundendamen. Mittags habe ich eine Stunde Pause. Ich ging nach Hause um zu essen. Da aber schon ein Uhr vorbei war, so bekam ich nur noch kalte Überreste. Paul grinste mich an und nannte mich „Stift,“ und für meine Mutter existiert der „Ellenreiter“ überhaupt nicht mehr.
Sehr erfreuliche Zustände. Bei dem Gedanken, daß das so drei Jahre fortgehen soll, erfaßt mich der Wunsch, dem elenden Leben vorher ein Ende zu machen.
* * *

Heute ist Kurt Rosenstock freigesprochen worden. Sein Vater wohnte der Gerichtsverhandlung bei, in der auch Edgar Töpfer und ich als Zeugen vernommen wurden.

Mein Gott, was für ein schreckliches Wort hat dieser Weinreisende zu unserem Tisch herüber gerufen. Nun begreife ich Kurt, daß er mir das Wort nicht sagen wollte. Auch vor Gericht weigerte er sich, aber ein anderer Zeuge, der es genau gehört hatte, sprach es aus. Die Worte hatten gelautet: „Seht doch, der Lauskerl hat sich seine H... gleich mit hierher gebracht!“

Der Mann muß mich für ein verkleidetes Mädchen
gehalten haben, sonst hätte er nicht eine so widersinnige
und unmögliche Beleidigung aussprechen können.

Nun, er hat schwer dafür gebüßt und ich trage ihm
seine Worte nicht nach. Ich finde überhaupt, daß sie
eigentlich garnicht ernst zu nehmen sind. Wieviel Kummer
hätte Kurt sich und seinen Eltern erspart, wenn er sich
über die albernen und gemeinen Worte nicht so auf-
geregt hätte.

Kurt und ich haben uns nach der Verhandlung nur
kurz und in Gegenwart des alten Herrn Rosenstock ge-
sprochen. Ich habe ihm erzählt, daß ich Kaufmann werden
soll, er will Landwirt werden. Wir haben uns versprochen
zu schreiben, dann sind wir von einander geschieden. Er
war sehr ergriffen, aber er versuchte sich in Anwesenheit
seines Vaters zu beherrschen. Dieser hat ihn gleich mit
dem nächsten Zug mit sich in die Heimat genommen.
Ich hatte auch Gelegenheit, mit Edgar ein paar
Worte zu wechseln. Er erwartet mich am Sonntag Nach-
mittag um drei Uhr. Abends spielt er zum letzten Mal
im Café Lenz, am Montag morgen reist auch er ab. Der
Abschied von ihm wird mir sehr, sehr schwer fallen. Wie
gern würde ich hier alles hinter mich werfen und mit ihm
in die weite Welt hinaus eilen. Am Sonntag werde ich
ihn noch einmal anflehen, mich nicht allein zurückzulassen.
Ich meine, wenn er mich wirklich lieb hat, muß er meine
Bitte erfüllen und mich mit von hier fortnehmen. Er
weiß ja doch, wie ich hier leide und er tut doch immer
so, als ob er fürchtete, daß mir noch Schlimmeres bevor-
stände. Da muß er doch selbst wünschen, daß ich von
hier fort komme.
* * *

Also er will nicht. Er bleibt dabei, daß es für ihn
ein Ding der Unmöglichkeit sei, mich mitzunehmen. Erstens
sei ich noch nicht volljährig, und dann würde er auch noch
in anderer Beziehung den Schein auf sich laden, die Be-
gehung einer strafbaren Handlung zu beabsichtigen. Er
meinte sogar, es wäre überhaupt nicht gut, daß wir uns
so nahe getreten wären.
Das hat mich sehr geschmerzt. Er war ja sonst sehr

lieb zu mir, aber ich hatte mir doch die letzten Stunden
unseres Zusammensseins ganz anders gedacht.
Er weigerte sich, mir noch einmal eines seiner
melancholischen Lieder auf der Geige vorzuspielen. Er
spielte einen lustigen Walzer und suchte meine traurige
Stimmung durch allerlei Scherze zu verscheuchen. Um
fünf Uhr bat er mich, zu gehen.
Ich wollte ihn beim Abschied küssen, aber er wehrte
mich ab und sagte, das Küssen wäre unter Männern
nicht Sitte. Da ich nicht an den Bahnhof kommen kann,
um ihm morgen dort noch einmal Lebewohl zu jagen, so
tat es mir sehr weh, daß er mich nicht länger bei sich behielt.
Ich sagte ihm das auch, aber er ließ sich nicht zu
weiteren Zugeständnissen erweichen.
Auf der Treppe begegnete ich dem Herrn, den er
neulich wegen mir abgewiesen hatte. Er ging zu ihm
hinein. Diesmal also habe ich dem Anderen weichen
müssen. Warum hat er mich so von sich gestoßen? Ich
schelte mich, daß ich mich um ihn gräme, aber ich kann
nun mal nicht anders. Ich liebe ihn ja so sehr.
* * *

Ich habe die ganze Nacht hindurch geweint. Nun
muß ich in das Geschäft. Während ich die Jalousien
hochziehe, fährt er vom Bahnhof ab.
* * *

Vierzehn Tage find vergangen, von Kurt habe ich
schon zwei Briefe, von Edgar aber noch keine Nachricht.
Ich habe mich im Café Lenz und in seiner alten Wohnung
nach seiner neuen Adresse erkundigt, aber man konnte
sie mir nicht angeben. Er soll nach Berlin gereist sein.
Weiter konnte ich nichts erfahren.
Kurt schilderte mir in lebhaften Farben die
Freude seiner guten Mutter, als sie ihren Sohn nach
langer Trennung und Wochen banger Sorge endlich wieder
in die Arme schließen konnte. Er hat auch gleich gefragt,
ob er mich zu sich einladen dürfe, und seine Eltern haben
ihm das gern erlaubt. Aber ich kann ja nicht hier fort.
Herr Markus hat meine Bitte, mir doch im Sommer
einige Tage Urlaub zu bewilligen, rundweg abgeschlagen.
* * *

Nun ist Edgar schon Monate lang von hier weg
und ich habe noch nicht eine Zeile von ihm erhalten.
Es ist furchtbar, so nichtachtend beiseite geworfen zu
werden. Ich bin mir doch keiner Schuld bewußt. Wie
kann nur ein Mensch denjenigen, von dem er mit dem
ganzen, vollen Herzen geliebt wird, so schlecht behandeln.
Was hab' ich ihm denn getan, daß er so zu mir ist?
Er hat mich doch zuerst angeredet. Er hat mich
doch zu sich eingeladen. Er ist doch so lieb zu mir ge-
wesen, damit ich ihn wieder lieb haben sollte.
Er hat mir doch auf seiner Geige vorgesungen, damit ich ihn
anbeten soll. Ach, ich war ja so glücklich, wenn ich ihn
nur sah, wenn ich ihn nur sprechen hörte, und wenn er
spielte, fühlte ich mich im Himmel. Er hat mir doch auch
stets gesagt, daß ihm meine Besuche angenehm wären und
er sagte mir doch auch, daß er mich gern um sich hätte.
Und nachdem er mich so ganz bezaubert hatte,
nachdem meine ganzen Gedanken nur ihm gehörten —
dieser kühle Abschied und dies Schweigen, das mich zur
Verzweiflung bringt.
Er hat mir immer gesagt, ich solle mich in acht
nehmen. Vor allen möglichen Menschen hat er mich
gewarnt, nur nicht vor sich selbst. Und doch hat gerade
er mir so wehe getan, wie noch kein anderer.
Was macht mir die Lieblosigkeit meiner Mutter aus!
Ich bin an sie gewöhnt, wie an die Püffe, die ich von
Paul erhalte. Sie können mir auch nicht annähernd so
große Schmerzen bereiten, wie diejenigen, die mir Edgar
zugefügt hat.
Eine Zeile nur, ein flüchtiger Gruß von ihm, hätten
mich glücklich gemacht. Aber er denkt nicht mehr an mich,
er will nicht mehr an mich denken.
Am Tage unseres Abschieds tat er da nicht gerade
so, als ob ihm meine Freundschaft lästig wäre, als ob
sie ihn mit der Polizei in Konflikt bringen könnte. Er
sagte, wenn ich ihn begleitete, würde man glauben, er
wäre im Begriffe, sich einer strafbaren Handlung schuldig
zu machen!
Wie oft sind mir diese Worte noch durch den Kopf
gegangen. Ich ärgere mich, daß ich nicht in ihn gedrungen
bin, mir zu erklären, was er damit hat sagen wollen.
Lieber Gott, es ist doch kein Verbrechen mein Freund
zu sein, oder von mir geliebt zu werden.

Aber fast scheint es so.
Ich habe ja niemand, der mit mir verkehren möchte,
freilich kenne auch ich niemand, mit dem ich Lust hätte,
Freundschaft zu schließen.
* * *

Heute, als ich zu einer Kundin eine Robe getragen
hatte, und mich auf dem Rückweg nach dem Geschäft be-
fand, begegnete mir der Herr, der öfter zu Edgar kam
und der auch an jenem letzten Sonntag zu ihm gegangen ist.
Ich erkannte ihn sofort wieder. Zuerst ging ich
zögernd eine Weile hinter ihm her, dann faßte ich Mut
und redete ihn an. Ich fragte ihn, ob ihm die Adresse
Edgar Töpfers bekannt sei. Er war sehr erstaunt über
meine Anrede und meine Frage verwirrte ihn. Er tat
zuerst, als könne er sich überhaupt nicht auf eine Be-
kanntschaft mit Edgar besinnen. Als ich ihm aber dessen
hiesige Wohnung genannt hatte und ihm sagte, daß ich
ihm auf der Treppe begegnet sei und beobachtet hätte,
daß er Edgars Zimmer betrat, da kehrte ihm die Er-
innerung wieder. Er musterte mich sehr genau. Er fragte
mich nach meinem Namen, und wo ich in Stellung wäre
und auch, wie ich die Bekanntschaft Edgars gemacht habe.
Ich beantwortete ihm seine Fragen wahrheitsgemäß, und
sagte ihm auch, daß mir Edgars Schweigen großen
Kummer verursache.
Der Herr war mit mir. in ein stille Nebenstraße
eingebogen. Er scheint eine bekannte Persönlichkeit zu
sein, denn in der Hauptstraße, in der ich ihm begegnete,
wurde er mehrfach von Vorübergehenden gegrüßt.
Nachdem er mich tüchtig ausgefragt hatte, erklärte
er mir zu meinem Erstaunen, daß ihm die Adresse des
Herrn Töpfer ebenfalls unbekannt sei, daß er aber glaube,
sie mir beschaffen zu können, wenn mir so sehr an der-
selben gelegen wäre. Als ich ihm versicherte, daß ich ihm
für die Beschaffung der Adresse sehr dankbar fein würde,
verabredete er mit mir ein Zusammentreffen am Sonntag
Nachmittag in einer kleinen Konditorei in der Fröbel-
gasse, die ich wohl kenne, aber von der ich glaubte, sie
würde von so feinen Herren, wie er einer ist, gar nicht
besucht. Dort will er mir die Adresse sagen.
Nun quält mich fortwährend der Gedanke, ob mir
Edgar wohl antworten wird, wenn ich an ihn schreibe.

Ach, er wird schon. Ich werde ihm so liebevoll
schreiben, kein böses Wort soll er hören. Ich will ihm
schreiben, daß ich ihm sein Schweigen verziehen habe.
Ich werde ihm aber auch schreiben, daß ich vor Sehn-
sucht nach ihm zu Grunde gehe und daß ich mich töte,
wenn er mir nicht antwortet.
* * *

Irgend einer der Verkäufer im Geschäft muß er-
fahren haben, daß ich früher in den unteren Klassen des
Gymnasiums oft mit dem Spottnamen „Puppe“ ge-
hänselt worden bin. Jetzt nennen sie mich im Geschäft
auch so. Na, meinetwegen, es ist ja nicht bös gemeint.
Nachdem ich meine Funktionen in der Firma Markus
& Bernstein nunmehr zur Zufriedenheit des Herrn Markus
ausführe, ist dieser bedeutend freundlicher zu mir. Er
benutzt mich jetzt häufig als Probier-Mamsell. Will eine
Kundin einen Umhang oder einen Mantel kaufen, so wird
mir derselbe umgehängt, damit die Kundin ihn besser be-
wundern kann. Ich muß dann ein zierlichen Schritten
vor dem Spiegel auf und ab 'promenieren. Das gibt
jedesmal Gelegenheit zum Lachen, wodurch die Kundinnen
kauflustig gestimmt werden. Diese Idee des Herrn Markus
ist für ihn nicht unrentabel. Mir ist sie insofern an-
genehm, als ich nun nicht mehr "so Häufig Pakete fort-
zutragen brauche, da ich im Geschäft anfange unentbehr-
lich zu sein. Also, ich bin auf dem Wege ein nützliches
Mitglied der Firma Markus & Bernstein zu werden.
Ich freue mich, daß ich nun nicht mehr die Vorwürfe
des Herrn Markus zu hören brauche, der immer fürchtete,
seine dreißig Mark für mich zum Fenster hinauszuwerfen.

Von Kurt habe ich wieder einen Brief erhalten.
Er hat seine neue Tätigkeit als Eleve auf einem größeren
Gut bereits angetreten. Darüber, daß Herr Markus mir
den Urlaub verweigert hat, ist er wütend. Er schreibt
mir, daß in der Firma Markus & Bernstein nur die
Straßenmädchen ihre Einkäufe zu machen pflegen, und
auch über Herrn Markus selbst schreibt er nicht gerade
wohlwollend.

Ich hatte garnicht gedacht, daß er während seiner
Anwesenheit auf dem hiesigen Gymnasium, sich auch über

die Damenkonfektionsgeschäfte informiert habe.

Aber er hat recht. Ich weiß jetzt längst, welcher
Art unsere feingekleidete Damenkundschaft ist. Kaum ist
so eine aus dem Laden, so machen die Verkäufer ihre
Glossen über sie. Pfui Teufel, wie gemein!

Zuerst, wenn sie so einer etwas verkaufen wollen,
dann tun sie, als ob sie in Bewunderung und Ehrfurcht
ganz zerfließen möchten, und haben sie ihr irgend etwas
angeschmiert, dann ziehen sie nach ihrem Fortgang über
sie los.

Viele von den Verkäufern haben auch Liebschaften
in den Kreisen unserer Kundinnen. Ach, ist das überhaupt
hier ein Schmutz.

Ich freue mich sehr auf den nächsten Sonntag.
Dann werde ich Edgars Adresse erfahren, und damit
wird mir auch die Möglichkeit gegeben sein, mich wieder
mit ihm in Verbindung zu setzen. Dann werde ich mir
auch nicht mehr so allein und verlassen vorkommen.
* * *

Ich habe mich ausgeweint, und das hat mir Er-
leichterung verschafft. Ist denn so eine Schlechtigkeit
möglich! Der Herr sah doch so vornehm aus und er
muß doch auch eine gute Stellung einnehmen. Und doch
ist er ein sehr niedriger Charakter. Ich kann garnicht
begreifen, daß Edgar ihn um sich geduldet hat.

Er erwartete mich in dem Hinterstübchen der
Konditorei, wo er mit mir Portwein trank und mich mit
allerlei Naschwerk fütterte. Ich war sehr erstaunt, als er
mir mitteilte, daß es ihm garnicht einfiele, mir Edgars
Adresse zu nennen, daß ich vielmehr ihn jetzt so lieb haben
sollte, wie ich Edgar lieb gehabt hätte.

Wie er dabei lachte und die gelben Zähne fletschte!
Er erschien mir furchtbar widerwärtig und flößte
mir auch eine gewisse Angst ein.

Ich wollte fort. Aber er hielt mich zurück. Ich

sträubte und wehrte mich. Das brachte ihn in eine merkwürdige Ekstase. Er versuchte mich an sich zu pressen und mich zu küssen.

Erst als ich ihm drohte, laut um Hilfe zu rufen, ließ er mich los und sank auf das Sofa zurück. Er schloß die Augen und schien für einen Augenblick ganz geistesabwesend zu sein. Ich griff schnell nach meinem Überzieher und wollte gehen. Da verstellte er mir noch einmal den Weg. Er wollte mir einen Hundertmarkschein aufdrängen, dessen Annahme ich aber verweigerte. Dabei flehte er mich mit weinerlicher, zitternder Stimme an, ich möchte mich doch am nächsten Sonntag wieder mit ihm in der Konditorei treffen. Nur um ihn los zu werden, sagte ich ja. Dann eilte ich hinaus. Der Genuß des schweren Weines hatte meine Sinne etwas umnebelt, aber dieser leichte Rausch verflog schnell in der freien Luft, und machte einer tiefen Traurigkeit Platz.

Also nur um mich in die Konditorei zu locken hatte mir der Herr vorgelogen, er wolle mir die Adresse Edgars beschaffen. In Wirklichkeit war er dazu weder imstande, noch war es überhaupt sein Wille gewesen, mich wieder mit Edgar in Beziehung zu bringen. Ohne Zweifel ist der Herr also ein Lügner. Dann aber ist sein Benehmen mir gegenüber auch ein sehr gemeines gewesen.

Aus den Erzählungen der Primaner auf der „Teutonen-Kneipe“ und auch aus den Prahlereien der Verkäufer der Firma Markus & Bernstein habe ich sattsam gehört, daß es unter gewissenlosen Verführern Gebrauch ist, junge Mädchen in solche Konditoreien zu locken und ihnen dort, nachdem man sie mit Wein halb berauscht hat, Anträge ähnlicher Art zu stellen, wie sie mir von dem Herrn gestellt worden waren.

Ich weiß nicht, wie ich mir das zusammenreimen soll. Soviel aber weiß ich, daß das Ansinnen, das der Herr an mich stellte und dies Anbieten von Geld für mich eine schwere Beleidigung ist.

O, der Herr kann sich freuen, daß jetzt Kurt Rosenstock nicht mehr hier ist. Der würde bös mit ihm umspringen. Wir haben ja manchmal auf dem Gymnasium

von unnatürlicher Liebe gesprochen, wie sie im alten Rom
zur Zeit des Verfalls üblich gewesen sein soll. Aber
das erschien mir immer nur wie etwas Unbestätigtes,
Sagenhaftes. Daß es so etwas in Wirklichkeit gibt und
noch dazu bei uns, das hätte ich nie geglaubt.
Und in welch häßlicher Weise sich der Herr ausdrückte.
Der Ekel stieg mir bis zum Halse hinauf, wenn ich ihn
ansah und ihn so gemeine Reden führen hörte.
Ach, liebe Brigitte, wenn dein Brief an mich unter
den Versuchungen, die an mich herantreten würden, auch
solche gemeint haben sollte, habe keine Angst, ihnen
gegenüber empfinde ich nur einen unsagbaren Abscheu.
* * *

Wie fatal! Als ich heute Morgen meinen Überzieher
anzog, um in das Geschäft zu gehen, fand ich in der
Tasche den Hundertmarkschein, den mir der Herr gestern
aufdrängen wollte. Ich kenne seinen Namen und seine
Wohnung nicht, sonst würde ich ihm das Papier noch
heute wieder zugestellt haben. So werde ich doch vielleicht
am nächsten Sonntag noch einmal in die Konditorei gehen
müssen, um ihm den Schein zurückzugeben. Ich mag das
Papier nicht behalten, es brennt mir in den Fingern.
* * *

Ich habe heute an Kurt einen langen Brief ge-
schrieben. Ich habe ihm mein Abenteuer mit jenem Herrn
erzählt und habe ihm auch geschrieben, daß ich weiß,
woran ich mit der Firma Markus & Bernstein bin. Ach,
es ist doch ein Glück, wenn man noch einen treuen
Menschen besitzt, dem man sein Herz ausschütten kann.
Er, in seinem wild auflodernden Zorn, wird noch ent-
rüsteter über die Zumutungen sein, die mir der Herr in
der Konditorei gestellt hat, als ich selbst. Ich freue mich
darauf, ihn in seiner urkräftigen Art auf den Elenden
schimpfen zu hören. Das wird mir eine Genugtuung sein.
* * *

Ich habe heute zwei Stunden lang vergebens in
der Konditorei auf den Herrn gewartet. Man kannte
auch dort seinen Namen nicht, obwohl er öfter in der
Konditorei zu verkehren pflegt. Ich bat die Besitzerin,
wenn er wiederkäme, dem Herrn mitzuteilen, daß ich ihm

etwas abzugeben habe. Er möge mich daher wissen lassen, wo dies geschehen könne. Dann bin ich fortgegangen.
Es war mir unangenehm, die zudringlich freundlichen Gesichter der Verkäuferinnen auf mich gerichtet zu sehen. Ich schien mir in die Rolle einer jener Käuferinnen bei Markus & Bernstein gedrängt, denen man in das Gesicht liebenswürdig ist, über die man aber nachher lacht und spottet.
Von Kurt habe ich eine Antwort noch nicht erhalten. Es war sonst nicht seine Art, mich so lange auf einen Brief warten zu lassen. Aber er wird jetzt wohl viel auf dem Gut zu tun haben, und abends sehr müde sein.
Die Geldsorgen spielen einmal wieder bei uns zu Hause eine große Rolle. Meine Mutter klagt, daß sie nicht mehr in der Lage sei, sich anständig und modern zu kleiden. Und Paul, der sich einbildet Offizier werden zu können, regt sich darüber auf, daß nicht genug Geld da sei, um ihm den monatlichen Zuschuß zu garantieren. Na, einstweilen soll er erst einmal sehen, daß er fein Einjähriges bekommt. Mir scheint es, als ob es mit seiner Versetzung nach Ober-Sekunda schlecht aussieht. Er ist, obwohl er nun schon im zweiten Jahr die Unter-Sekunda besucht, doch einer der Letzten. Und wenn ich ihm bei seinen Arbeiten helfe, dann merke ich, wie weit er noch zurück ist. Im nächsten Jahr muß er schon zum ersten Mal zur Musterung.
* * *

Kurt hat geschrieben.
Na ja, ich dachte es mir ja, daß er so loslegen würde. Am liebsten möchte er dem Kerl alle Knochen im Leibe kaputt brechen. Dann macht er aber mir auch Vorwürfe. Ich soll mir das Haar kurz schneiden lassen, ich soll mal ein Bartwuchsmittel benutzen und soll in meiner Kleidung und meinem Auftreten mich anderen jungen Männern mehr anpassen. Er mag mir mit solchen Ratschlägen fortbleiben. Früher fand er mich doch nett und hübsch, so wie ich war, mit meinem langen, blonden Haar, meinem Bachstelzchengang, wie er sagte, meinen Ringen an den Fingern und meinen schmalen, feinen Lackschuhen. Jetzt rät er mir, ich solle alles „Weibische“ ablegen. Er nennt also meine Eigenart weibisch. Wirklich, er versteht es, sich bequem mit dem Charakter eines

Menschen abzufinden, der sich, trotz aller äußeren Einflüsse, selbst treu geblieben ist.
Nein, mein lieber Kurt, du bist zwischen deinen Tagelöhnern, deinen Ochsen und Pferden doch etwas verbauert. Ich aber bleibe, der ich bin, äußerlich und innerlich. Gewiß, ich weiß, daß die Leute auf der Straße stehen bleiben und mir nachsehen, ich weiß, daß ich für Herrn Markus eine lebende Reklame bilde, aber das kümmert mich nicht. Mögen sie alle erkennen, daß ich kein Herdentier bin. Ich habe meine Absonderlichkeiten. Warum soll ich sie nicht haben?
Durch große Schmerzen werden Männer geläutert. Einen solchen Läuterungsprozeß habe ich jetzt mit durchgemacht. Die Enttäuschung, die mir Edgar bereitet hat, wird mich davor bewahren, noch einmal mein Herz jemandem so ganz zu erschließen, wie ich dies Edgar gegenüber getan habe. Ich bin jetzt schon fast siebzehn Jahre alt, da muß ich doch selbst wissen, was ich zu tun habe. Kurt versteht mich nicht, sonst hätte er mir das nicht geschrieben.
* * *

Heute sehe ich zum ersten Mal eine kleine Arbeit von mir, gedruckt vor mir liegen. Die Skizze brachte mir zwanzig Mark ein und einen Brief des Redakteurs, in welchem er mich zu weiteren Beiträgen ermuntert. Ich war schon immer auf dem Gymnasium wegen meiner deutschen Aufsätze gelobt worden. Nun, das war Theorie, jetzt hat sich mein Stil auch in der Praxis bewährt.
Ach, ich meine, ich könnte noch viel besseres leisten. Sollte ich vielleicht noch einmal ein großer, berühmter Dichter werden, dessen Bild die Zeitungen bringen und dessen Ruhm nach seinem Tode weiter lebt?
* * *

Ich habe sofort angefangen einen großen Roman zu schreiben. Der Entwurf ist bereits fertig. Ich arbeite mit fieberhaftem Eifer daran. Ich habe ja jetzt an den Sonntagen genügend Zeit. Kurt scheint durch meinen letzten Brief etwas verschnupft zu sein, er hat mir noch nicht geantwortet. Was wird Edgar sagen, wenn er meinen Namen als den eines berühmten Schriftstellers in den Zeitungen ließt?

Dann wird er wiederkommen, um sich in meinem
Ruhm zu sonnen. Es ist doch ganz etwas anderes so
ein zweiter Göthe, als ein armseliger Geigenspieler zu sein.
Gut, er kann dann mein Sekretär werden.
* * *

Was doch eine solche Arbeit einem für ein Ver-
gnügen macht. Ich habe mein Tagebuch in den letzten
Monaten ganz vernachlässigt, weil ich an meinem Roman
arbeite. Er soll im Sturmwind meinen Ruhm durch
alle Lande tragen.
Ich habe dem Redakteur von meinem Vorsatz ge-
schrieben, und er hat mir abgeraten mich gleich an eine
so große Arbeit zu machen. Ach, der gute Mann weiß
ja nicht, was in mir steckt, was ich zu leisten vermag.
Er wird verblüfft sein, wenn er liest, was ich jetzt
schaffe.
Sehr viele Zweifel sind bei mir freilich darüber
entstanden, wem ich meinen Roman einsende.
Ein Gefühl der Dankbarkeit rät mir, dem Redakteur,
der meine erste Arbeit gebracht hat, und der mir durch
seinen Brief den Mut zu meiner zweiten Arbeit einflößte,
diesen Roman zu überlassen, mit dem er gewiß für seine
Zeitung einen Riesenerfolg haben wird, dagegen rät mir
meine Klugheit, den Roman einem großen Berliner Ver-
lag zu übergeben, denn der wird mich sicher besser be-
zahlen und dann auch für eine schnellere Verbreitung des
Werkes Sorge tragen.
Es ist schlimm, wenn man niemand hat, mit dem
man so ernste Fragen besprechen kann. Kurt hat gar kein
Verständnis mehr für mich. Seine Antwort auf meinen
letzten Brief bestand in öden Ulkereien. Schade um ihn.
Der Aufenthalt auf dem Lande hat seinem Verstand übel
mitgespielt.
* * *

Seit Wochen laufe ich herum und zerbreche mir
den Kopf, wie ich den Schluß meines Romans gestalten soll.
Ach, es ist ein böses Arbeiten, wenn man sich die
Stunden dafür geradezu stehlen muß! Nun, das wird
alles anderes werden, sobald nur erst mein Roman mir
den Weg zu Ruhm und Reichtum geebnet hat.
Dann werde ich mir ein Heim einrichten ganz nach

meinem Geschmack. Märchenhaft schön. Ich male mir
jetzt schon aus, wie das einmal werden soll. Ich mache
mir Skizzen, wie ich die Zimmer einrichten werde, und
wie das Haus gebaut werden soll. Alles muß originell
sein. Es muß eine eigene Auffassung, ein eigener Ge-
schmack aus allem sprechen, was ich in meiner Umgebung dulde.

Viel Vergnügen macht es mir, mir auszudenken,
was Herr Markus und seine Leute dazu sagen werden,
wenn schon in kurzem die Spatzen von den Dächern
meinen Ruhm verkünden. Ich kann mir denken, wie sie
ihren Kundinnen von mir erzählen werden. Gern würde
Herr Markus sicherlich noch nachträglich auf jedes ver-
kaufte Stück, das einmal auf meinen Schultern ruhte,
einen Preisaufschlag erheben, denn was hat ein solcher
Mantel für einen Wert, wenn man von ihm sagen kann,
den hat einst der berühmte Dichter getragen, als er noch
ein armer Handlungsgehülfe in einem Damengarderoben-
geschäft war. Ich bin überzeugt, Herr Markus wird als
guter Geschäftsmann von allen Kleidungsstücken, die er
auf Lager hat, behaupten, sie seien von mir einmal an-
probiert worden und er wird sie zu Liebhaberpreisen an
die vornehmsten Damen absetzen. Nun, ich gönne ihm
das Geschäft.
* * *

Ich habe schon zweimal den Schluß meines Romans
geändert. Die Arbeit muß tadellos werden. Ich bin
ein strenger Kritiker gegen mich selbst.
Der Redakteur fragte bei mir an, ob ich nicht für
seine Weihnachtsnummer eine kleine Novellette schreiben
möchte. Ich weiß schon, was er meint, so eine kleine,
rührsame Geschichte, in der sich zwei unter dem Weihnachts-
baum verloben. Der Herr sollte mir solche Albernheiten
nicht zumuten. Ich halte mich nicht mit solchen Faxen
auf. Zielbewußt steuere ich dem Land des Ruhmes und
des Glanzes entgegen.
Ich werde meinen Roman, sobald er fertig ist, einem
großen Berliner Verleger einsenden. Ein gesunder Egoismus
ist notwendig, um in dieser Welt etwas zu erreichen.
* * *

Ich werde meinem Roman den Titel geben: „Neues

Menschentum.“ Stellt doch der Roman die Schöpfungs-
geschichte eines ganz neuen Menschengeschlechts dar. Die
von mir geschilderten Menschen find, wie sie sein sollen:
Stark, gut, wahr und edel. Sie sind befreit von den
Schlacken, die uns noch anhaften.
Ich meine, es müßte sich jeder Leser für diese neuen
Menschen begeistern, und mancher wird vielleicht bestrebt
sein, sich nach den gegebenen Vorbildern zu vervollkommnen.
So erfülle ich auch gleichzeitig eine hohe Mission, und
man wird mich später zu den Menschen zählen müssen,
die das Zeitalter, in dem sie lebten, ein gut Stück vorwärts
gebracht haben.
Von Brigitte bekam ich einen Brief aus A., in
welchem sie mir mitteilt, daß sie sehr krank gewesen ist,
und daß sie sich nun außer Stellung befindet. Ich habe
ihr den Hundertmarkschein gesandt, den mir seiner Zeit der
Herr in der Konditorei in die Tasche meines Mantels
gesteckt hat. So bin ich endlich von dem unangenehmen
Besitz dieses Geldes befreit, und gleichzeitig konnte ich mit
ihm ein gutes Werk tun.
Von den Einnahmen aus meinem Roman werde ich
Brigitte eine Altersrente aussetzen.
* * *

Nun weiß ich, was ich zu tun habe. Bis zum
Ersten halte ich noch aus, das sind noch acht Tage, dann
hält mich nichts mehr hier zurück.
Mir ist etwas passiert, das ich nicht zu fallen, nicht
zu begreifen vermag. Ich kann nicht anders, aber ich
muß sagen, daß mir das, was meine Mutter getan hat,
noch tausendmal verächtlicher erscheint, als das Vergehen
des Herrn Markus.
Ach, wenn ich doch gleich fortkönnte! Wenn ich doch
nicht eine Stunde, nicht eine Minute länger mit diesen
Menschen zusammenbleiben müßte. Aber um fortzukommen,
muß ich Geld haben, und das bekomme ich erst in acht
Tagen. Also vorläufig heißt es noch, aushalten. Ich
darf mir noch nicht einmal den Ekel anmerken lassen, der
mich fort von hier treibt, sonst würde man leicht Mittel
und Wege finden, meine Flucht zu vereiteln.
Wie viel meine Mutter aus Herrn Markus heraus-
gepreßt hat, weiß ich nicht, aber es müssen doch einige
tausend Mark sein. Ich selbst bekomme künftighin

monatlich 50 Mark, weil ich mich im Geschäft so „tüchtig“ zeige. Damit will man mir den Mund stopfen. Ich soll, wie bisher, an meine Mutter dreißig Mark monatlich abliefern, und zwanzig Mark soll ich für mich behalten dürfen. Mit dem Geld, das aus den schmutzigen Fingern des Herrn Markus stammt, will meine Mutter in den Unterstock unseres Hauses große Schaufenster brechen lassen. Es sollen da ein paar Läden eingerichtet werden, die bei der guten Lage des Hauses, wohl eine hohe Miete bringen. Wie praktisch und geschäftsklug doch meine Mutter plötzlich geworden ist.

Den Umstand, daß mein edier Chef mich vorgestern Abend nach Geschäftsschluß in seinem Privatkontor mit ähnlichen Anträgen belästigte, wie damals der Herr in der Konditorei, hat meine Mutter prächtig auszunutzen verstanden. Ich hatte gedacht, als ich ihr weinend und ganz verzweifelt die widerliche Szene schilderte, sie würde voller Entrüstung sofort mein Lehrverhältnis lösen und mich davor bewahren, je wieder in die Nähe des Herrn Markus zu kommen.

Sie aber griff die Sache von einer ganz anderen Seite auf. Mir befahl sie, über den Vorfall kein Wort verlauten zu lassen, und gestern morgen ging sie in das Geschäft, während ich zu Hause bleiben mußte.

Nach mehreren Stunden kehrte sie als Siegerin zurück. Sie hat sich ein Schweigegeld erpreßt und mir ein höheres Gehalt erwirkt.

Ich bleibe im Geschäft — das ist meine Mutter.

Herr Markus hielt sich heute meistens in seinem Kontor auf, er ließ sich in den Verkaufsräumen wenig blicken. Aber die Verkäufer müssen doch irgend etwas bemerkt haben. Es hatte sich zwischen ihnen und mir im Laufe der Zeit ein ganz freundschaftliches Verhältnis herausgebildet, heute waren sie aber merkwürdig zurückhaltend und lachten und tuschelten unter sich, ohne mich wissen zu lassen, warum. Der Herr Moritz meinte nach Geschäftsschluß, ob wir nicht einmal heute Abend ein bisschen zusammen bummeln wollten, wir könnten doch das gute Geschäft vom Tag vorher bei einer Flasche Wein feiern. Ich sagte ihm, daß mir von einem guten Geschäft nichts bekannt sei und wandte ihm den Rücken. Er lachte laut und lief zu den anderen hinüber, jedenfalls um diesen meine Antwort mitzuteilen.

Der Gedanke, noch acht Tage aushalten zu müssen,
ist mir schrecklich. Jetzt heißt es aber die Zähne zusammen-
beißen und sich nichts merken lassen.
* * *

Täglich habe ich etwas Wäsche und sonst notwendige
Kleidungsstücke heimlich von zu Hause mitgenommen. Ich
habe das alles in die Wohnung eines früher bei uns
angestellten Dienstmädchens gebracht, das jetzt mit einem
Postboten verheiratet ist. Von dieser Seite habe ich keinen
Verrat zu befürchten. Morgen früh bringe ich mein
Tagebuch hin, und vor allem das Manuskript meines
Romans. Dann ist alles dort, was ich mitnehmen will.
Morgen abend um diese Zeit sitze ich in der Eisen-
bahn und fahre nach Berlin, dem Glück entgegen.
—

In Berlin.
—

Wenn ich je in großer Not und Herzensbetrübnis zu
dir, mein Tagebuch, Zuflucht genommen habe, so
ist das heute der Fall.
Vier Wochen des Darbens und Entbehrens liegen
hinter mir und furchtbare Enttäuschungen haben mich der
Verzweiflung nahe gebracht. Ich bin am Verhungern.
Von Zuhause habe ich mich völlig losgesagt. Ein
Zurück dorthin gibt es für mich nicht mehr. In dem
Brief, welchen ich von hier aus an meine Mutter schrieb,
habe ich ihr rücksichtslos ihr ganzes Gebahren gegen mich
vorgehalten und ihr den Grund angegeben, der mich von
Hause fortgetrieben hat. Eine Antwort habe ich nicht
erhalten, und werde ich auch nie erhalten. Aber ich habe
mit meinem Brief wenigstens erreicht, daß man mich in
Ruhe läßt.
Als ich in Berlin ankam, hatte ich noch etwa
zwölf Mark in der Tasche. Lieber Gott, was ist das
in der großen, fremden Stadt!
Aber ich war ja voller Hoffnungen.
Ich logierte mich in einem kleinen Hotel ein, nahm
mir das Adreßbuch vor, und notierte mir eine Anzahl
Verlagsfirmen. Dann machte ich mich mit meinem
Manuskript auf die Wanderung. Einige Verleger lehnten

sofort ab, andere wollten meinen Roman einer Prüfung
unterziehen und mir in drei bis vier Wochen Bescheid
zukommen lassen. Ich erklärte stets, daß ich mich auf
eine so lange Prüfungszeit nicht einlassen könne. Schließlich
fand ich einen Verleger, der mir schon nach acht Tagen
seine Entschließung mitteilen wollte. Ich ließ ihm das
Manuskript dort.

Als ich nichts mehr zu beißen hatte, schrieb ich an
Kurt, der mir freundlicher Welfe dreißig Mark sandte.

Nach Ablauf der acht Tage, ging ich wieder zu
dem Verleger und bekam mein Manuskript zurück, mit
dem Bemerken: „absolut unbrauchbar." Ich ging weiter.
Bei anderen ließ ich durchblicken, daß es mir durch-
aus nicht auf die Höhe des Honorars ankomme.

Ich wäre mit jedem mir gebotenem Preis zufrieden
gewesen.

Aber man bot mir überhaupt nichts, man wollte
meinen Roman nicht einmal umsonst haben.

Schließlich sandte ich ihn an den Redakteur, der
meine erste Skizze gedruckt und mir den aufmunternden
Brief geschrieben hatte. Von ihm hoffte ich, daß er
meiner Eigenart ein besseres Verständnis entgegen bringen
würde.

Aber ich habe mich auch in ihm getäuscht.
Ich hatte ihm den Roman für hundert Mark angeboten.
Heute sandte er ihn mir zurück, mit dem Bemerken, daß
die Arbeit eine total verfehlte sei, und er bedauern müsse,
mich durch seine anerkennenden Worte zu einer Überschätzung
meines Talentes verleitet zu haben.
Ich weiß nun nicht mehr aus noch ein.
Wenn in mein Zimmer eine Gasleitung mündete,
ich würde den Gashahn aufdrehen, und ein Ende mit
mir machen. Mir graut vor dem morgigen Tage. Ich
kann meine Miete nicht bezahlen.
* * *

In der Nacht, die ich von Hunger gequält, schlaflos

verbracht habe, kam mir der Gedanke, den goldenen Ring,
den mir Kurt einst geschenkt hatte, zu versetzen, ebenso
meine Uhr. Ich habe das getan, und mir eine kräftige
Mittagsmahlzeit geleistet. Daraufhin wurde mir wieder
froher zu Mut. Ich schrieb nun noch einmal einen
Bettelbrief an Kurt und bezahlte meinem Wirt abschläg-
lich zehn Mark, womit er sich vorläufig zufrieden erklärte.
Heute Nachmittag habe ich auch in Berlin mein
erstes Geld verdient. Ich sah, wie ein Radfahrer von
einem Wagen der elektrischen Straßenbahn überfahren
wurde. Auf dem nächsten Postamt schrieb ich den Vor-
fall, mit allen Einzelheiten, auf ein Depeschenformular
und brachte diese Notiz in die Redaktion eines Blattes,
dem ich bereits vergebens meinen Roman angeboten hatte.
Gerade auf diese Zeitung hatte ich große Hoffnungen ge-
setzt. Ich hatte gedacht, viele tausend Mark von ihr für
meinen Roman gezahlt zu erhalten. Sie hat mir aber
für meinen Roman nicht einen Heller geboten, für die
kleine Notiz bezahlte sie mir eine Mark und siebzig
Pfennig. Durch solche kleinen Reporterdienste hatte ich
mir schon in meiner Vaterstadt gelegentlich ein paar
Groschen verdient.
* * *

Hurra, Kurt ist doch wirklich ein guter, großherziger
Mensch. Wie schlecht hatte ich ihn in meinen letzten
Briefen behandelt und wie bereitwillig hat er mir jetzt
wieder geholfen. Er hat mir hundert Mark geschickt. Auf
so viel hatte ich nicht gerechnet. Nun bin ich ja eine
ganze Zeitlang vor dem Verhungern geschützt und kann
mich nach einem Erwerb umsehen.

Wie elastisch ist doch mein Geist.
Ich wundere mich oft über mich selbst. Die
furchtbare Enttäuschung, welche mir die Ablehnung meines
Romans brachte, hat mich zwar für eine kurze Zeit nieder-
geschmettert, jetzt bin ich aber wieder ganz lebensfroh und arbeits-
freudig. Ich will mich morgen in verschiedenen Damenkonfektions-
geschäften vorstellen. Die Branche kenne ich ja ganz gut.
Vielleicht kann ich irgendwo ankommen.
Ich hatte zwar gehofft für immer derartigen Geschäften
entronnen zu sein, aber wenn es nun einmal nicht anders
geht, dann muß es schon sein. Ich will mich nicht unterkriegen lassen.

* * *

Im wahren Sinne des Wortes habe ich mir die Stiefelsohlen durchgelaufen, aber eine Stellung habe ich nicht bekommen. Man verlangt Zeugnisse und ich habe keine. Auch habe ich bemerkt, daß ich das, was ich bei Markus & Bernstein gelernt habe, in Berlin nicht verwerten kann. Hier ist der Geschmack ein ganz anderer, den man kennen muß, wenn man verkaufen will. Der gute Wille zum Arbeiten nützt also auch nichts, der schützt einem nicht vor dem Verhungern.

* * *

Heute habe ich noch ein paar Vorstellungsbesuche gemacht. Wieder nutzlos. Aber in einem Geschäft traf ich einen Herrn Wehldorf, der sich einige Zeit mit mir unterhielt. Er ist in dem Geschäft Dekorateur. Er hat in acht großen Schaufenstern mit künstlerischem Geschmack die Herrlichkeiten der Firma anzuordnen. Er ist die erste Person, die mir auf meinen schweren Gängen freundlich und liebenswürdig begegnete. Er meint, mir ein paar gute Ratschläge geben zu können, und wir haben uns für heute Abend zusammen verabredet. Ich kam mir in dieser Millionenstadt so furchtbar vereinsamt vor, und ich freue mich, in Herrn Wehldorf einen Menschen gefunden zu haben, der mir nicht unsympathisch ist, und mit dem ich einmal meine Lage besprechen kann. Ich habe gerade in der letzten Nacht so innig zu Gott gebetet, daß er mir in meiner bedrängten Lage eine Hilfe schicken möchte, vielleicht hat er mein Gebet erhört.

* * *

Ich habe in den letzten Tagen gelebt, wie ein verwundetes Wild, das sich mit seinen Schmerzen in ein stilles Versteck zurückzieht, um dort zu verbluten.

Ich habe weder Essen noch Trinken gemocht und habe keinen Schlaf finden können.

Ist es denn möglich! In diesen Worten hat sich mein ganzes Denken und Empfinden konzentriert.

Was mir Herr Wehldorf erzählt hat, das klingt

mir so unfaßbar, daß ich mich auch heute noch — drei
Tage später — fragen muß: ist es denn möglich!

Also so ein Geschöpf wäre ich: nicht Mann, nicht
Frau. Und dagegen gäbe es kein Mittel, keine Hilfe,
keine Operation. Sein ganzes Leben lang muß man den
Fluch mit sich herumtragen!
* * *

Heute bin ich zum ersten Mal wieder ausgewesen.
Ich bin ganz scheu über die Straße geschlichen. Ich habe
mich vor den Blicken der Menschen gefürchtet.

Ich war beim Arzt. Ich wollte Gewißheit haben,
und ich habe sie erhalten. Herr Wehldorf hat recht
gehabt. Der Arzt hat es mir bestätigt. Ich bin sogar
eine hervorragend interessante Erscheinung auf diesem
Gebiete.

Ich habe mich vollständig ausziehen müssen und
der gelehrte Herr hat meinen ganzen Körper auf das
Eingehendste untersucht, und sich eine ganze Reihe Notizen
gemacht. Diese Untersuchung war mir in hohem Grade
peinlich. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich
mich so vor einem fremden Menschen entkleidet.

Der Arzt fragte mich, ob ich wohl im Interesse der
Wissenschaft bereit sei, mich von ihm vor einer größeren
Anzahl Ärzte und Studenten präsentieren zu lassen. Ich
lehnte dies jedoch schaudernd ab, selbst als mir der Arzt
sagte, daß ich für eine solche Schaustellung meines Körpers
ein gutes Honorar erhalten würde.

Über meinen Zustand suchte er mich damit zu trösten,
daß ich hier in Berlin eine große Anzahl Leidensgefährten
hätte. Ich war aber so fassungslos, daß ich seinem Trost
wenig Gehör schenkte. Er bat mich, in den nächsten
Tagen noch einmal zu ihm zu kommen. Er hat mir für
die Untersuchung nichts berechnet.
* * *

Ich habe Herrn Wehldorf wieder getroffen. Bei
dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß er verheiratet ist. Er

erzählte mir, daß seinerzeit der Hausarzt seiner Eltern ihm
zu einer frühzeitigen Verheiratung geraten habe. Dieser
Rat wäre zwar eine Dummheit gewesen, aber seine Ehe
wäre doch keine unglückliche, da seine Frau eine sehr ver-
nünftige, ruhige Person sei. Er teilte mir mit, daß es
hier in Berlin eine ganze Reihe von Lokalen gäbe, in
denen hauptsächlich die Leidensgefährten von uns beiden
verkehrten. Man nennt sie hier Homosexuelle oder auch
Urninge. Den schrecklichen Namen hatte mir schon der
Arzt genannt. Es fällt mir schwer, zu denken, daß ich
mich fortan zu ihnen rechnen muß.
Muß!
Nein, ich muß nicht. Ich schreibe keinen Brief
wieder wegen Geld an Kurt. Wenn meine letzten paar
Mark ausgegeben sind, dann springt einer in die Spree.
* * *

Ja, ja, ja! Ich habe es getan! Nach langen
Kämpfen habe ich mich dazu entschlossen, mich im Dienste
der Wissenschaft vor Ärzten und Studenten ausstellen zu
lassen. Dreimal ist es schon geschehen, und es ist nicht
abzusehen, wie oft ich noch eine Einladung erhalten werde.
Ja, ich kann ein richtiges Gewerbe daraus machen, denn
jedes Semester bringt neue Studenten, und an mir können
sie ihr Wissen bereichern.
Ich habe mich ehrlich dagegen gesträubt. Schon
der Gedanke an diese Ausstellung meines Unglücks war
mir schrecklich. Aber der Hunger! O, dieser Hunger, der
bricht jeden Widerstand, gegen den gibt es kein Wehren.
Wer den noch nicht kennen gelernt hat, der kann
nicht mitreden.
* * *

Wenn etwas dazu angetan ist, jedes Schamgefühl
in einem Menschen zu töten, so ist es der Beruf, den ich
ergriffen habe. Dies gewerbsmäßige Ausstellen bedingt,
daß ich mich betasten und befühlen lassen muß, wie ein
zum Verkauf bestimmtes Pferd. Die begleitenden Reden
find für mich auch nicht sehr erbaulich, die Frivolen
witzeln, die besser Gesinnten zeigen Mitleid. Beides
ist mir schrecklich.
War ich mir bisher über mich selbst durchaus nicht
klar, glaubte ich doch, ich wäre ein normaler, heran-

reifender Mann, so höre ich jetzt bis in die kleinsten Details,
was männlich, und was weiblich an mir ist.
Es ist ein unglückseliges Gemisch. Ich bin wirklich weder
das eine, noch das andere.
Im Anfang fiel es mir schwer, über mein Unglück
zu sprechen. Jetzt ist das Gegenteil der Fall. Mein
Wissensdrang ist erwacht und ich kann mich stundenlang
mit Herrn Wehldorf darüber unterhalten. Er ist ein sehr
aufgeklärter Mensch, der sich längst in sein Schicksal ge-
funden hat. Er hat es für ratsam gehalten, sein Unglück ge-
heim zu halten. Er ist verheiratet, er hat eine kleine
Nichte in sein Haus aufgenommen, ein Mädchen, das man
allgemein für sein eigenes Kind hält, und lebt der Welt
gegenüber glücklich und zufrieden dahin.
Um ganz als Mann zu erscheinen, trägt er stark
auswattierte Röcke, sodaß seine Schultern breit erscheinen,
sein Haupthaar ist kurz geschnitten und der kleine Schnurrbart
stramm nach oben gebürstet. Dabei ist er von mehr als mittlerer
Größe. Er sagt, daß es für sein geschäftliches Fortkommen un-
bedingt nötig wäre, als vollwertiger
Mann zu gelten. Wenn man auch nur den Verdacht
hegen würde, daß er ein Homosexueller sei, würde man
ihn entlassen, und er würde bei dem Vorurteil, das man
dieser Klasse von Menschen entgegenbringt, nicht darauf
rechnen dürfen, sobald wieder eine Stellung zu erhalten,
trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit in seinem Fach. Er
sagte mir, daß die meisten unseresgleichen aus demselben
Grunde ihren Geburtsfehler streng geheim halten, viele
seien darin sehr geschickt und wären selbst für geübte
Augen nicht zu erkennen, da sie alle möglichen Künste der
Verstellung anwendeten. Mir dagegen sähe man schon
auf hundert Schritt Entfernung an, was mit mir los sei.
Er wäre darüber auch nicht einen Augenblick im Zweifel
gewesen.
Andere sind das vor ihm auch nicht gewesen, das
ist mir in diesen Wochen klar geworden.
* * *

Heute Abend war ich wieder mit Herrn Wehldorf
zusammen und er machte mich mit einem anderen Herrn
bekannt, der auch zu uns gehört. Ich war darüber ganz
erstaunt. Dieser andere Herr, ein stattlicher Mann mit
prächtigem Vollbart, ist ein vermögender Fabrikbesitzer.

Auch er ist verheiratet und hat sogar zwei Kinder, deren
wirklicher Vater er ist. Das ist möglich. Trotzdem ist
der Herr ein Homosexueller. Es gibt eben unzählige
Abstufungen unter ihnen. Aber eins ist allen eigen, mag
die äußerliche Erscheinung noch so sehr der eines voll-
wertigen Mannes gleichen, die Psyche, die in diesem Körper
wohnt, ist ausgesprochen weiblich.
Herr Lorenz, der Fabrikant, sagte mir über die
Stellung der übrigen Menschen zu uns ungefähr
folgendes:

Es ist für einen normalen Menschen fast unmöglich,
sich in unsere Gefühle zu versetzen. Äußerlich sieht unser-
einer, wenigstens in den meisten Fällen, ganz so aus, wie ein
Mann, und doch ist das, was den Mann ausmacht, nur
unvollständig entwickelt. Aber das ist nicht das Schlimmste.
Unser Seelenleben, unsere Empfindungen gleichen denen
der Frau und daraus resultiert unsere Zuneigung zum
Mann. Diese Zuneigung ist ein Naturtrieb, genau so
entwickelt, wie der Trieb des Mannes zum Weib und der
des Weibes zum Mann. So wenig, wie es möglich ist,
einen normal veranlagten Menschen zwingen zu können,
ein Wesen seiner gleichen Art zu lieben, so wenig kann
man uns zwingen, ein Weib zu lieben, da wir uns ihm
gegenüber ja als gleichgeartet fühlen. Während aber
jedes andere Geschöpf seinem, ihm von der Natur, mit
auf den Lebensweg gegebenen Trieb zu folgen vermag,
ist uns dies versagt und eine freie Betätigung unseres
Triebs ist uns zur Unmöglichkeit gemacht. Das Schlimmste
ist, daß unser Unglück von unseren Nebenmenschen der
Verachtung und der Lächerlichkeit preisgegeben wird, während
es mehr wie jedes andere Anteilnahme, Mitleid und
Schonung verdient.
Er sagte mir, daß dieselben Kämpfe, die ich jetzt
mit durchmache, und die mich an den Rand der Verzweiflung
getrieben hätten, keinem von ihnen erspart
geblieben wären und daß schon mancher den fortwährenden
Kampf mit dem Vorurteil der Menschen und dem ungestillten
Sehnen in der eigenen Brust durch Selbstmord geendet habe.
* * *

Gemeinsames Unglück schmiedet die Menschen fester
zusammen, als irgend ein anderes Band. So habe auch

ich mich denen angeschlossen, die gleich mir zu den Geächteten der Gesellschaft gehören, und habe eine freundliche Aufnahme gefunden. Herr Wehldorf, dem ich die Aufklärung über mich verdanke, hat mich in die Kreise eingeführt, denen ich nun einmal angehöre. Die Anderen,
die Glücklichen wollen ja nichts von uns wissen, also bleiben wir unter uns.
Gestern Abend saßen mehrere von uns zusammen und das Gespräch berührte, nachdem Theater und Politik abgetan waren, den Fall einer Verhaftung eines angesehenen Herrn, den die Zeitungen gemeldet hatten.
Der Herr sollte Verfehlungen auf geschlechtlichem Gebiet begangen haben. Man kannte ihn in der kleinen Runde nicht, aber man nahm an, daß er zu uns gehöre.
Als Neuling beteiligte ich mich nicht an der sich entspinnenden Debatte, doch hörte ich aufmerksam zu und ich erfuhr vieles, was mich interessierte. Manches, was mir bisher unverständlich war, ist mir nun klar geworden.
Die Menschen, in ihrer großen Mehrheit, halten es nicht für der Mühe wert, sich einmal etwas eingehender mit uns zu beschäftigen. Dem normal entwickelten Menschen ist so ein unglückliches Doppelwesen im Grunde seiner Seele zuwider. Er empfindet einen Abscheu vor ihm.
Da er selbst an sich den unbezwinglichen Betätigungsdrang seines geschlechtlichen Triebes kennt, so setzt er diesen Trieb auch bei den Andersgearteten voraus, glaubt aber fälschlich, daß sich derselbe bei diesen in einer ekelhaften Art äußert, wie dies mitunter bei alten Lüstlingen der Fall sein soll. Er stellt beide Kategorien von Menschen auf dieselbe Stufe und unter einen Gesetzesparagraphen,
der den Unglücklichsten unter allen Menschen einer gewissen Sorte von gewissenlosen Erpressern auf Gnade und Ungnade überliefert.
Nun weiß ich auch, warum Edgar mich nicht mitnehmen wollte, ich weiß, warum er sich fürchtete.
* * *

Gestern abend bin ich seit Monaten zum ersten Mal wieder in einer vergnügten Stimmung gewesen. Ja, ich habe herzlich gelacht. Wir hatten ein Cabaret besucht.

Zuschauer und Vortragende waren sämtlich unseresgleichen.
Unter den Vortragenden befand sich ein Damen-Imitator,
der geradezu Köstliches leistete. Ich glaubte zuerst ganz be-
stimmt, ein wirkliches weibliches Wesen vor
mir zu haben. Sprache und Bewegungen und das ganze
Aussehen des Vortragenden ließen die Vermutung garnicht
aufkommen, daß der Künstler auf den Namen
Friedrich S. getauft ist, und im gewöhnlichen Leben
als ein vollkommener Mann gilt. Er wird in unseren
Kreisen Cléo genannt. Er soll mit dieser bekannten
Tänzerin einige Ähnlichkeit besitzen. Er trug so drollige
Lieder vor und wirkte so belustigend und komisch, daß
ich über ihn meinen Kummer ganz vergessen hatte. Ja,
ich habe gesehen, daß das Lachen eine vorzügliche Medizin
ist. Es hat mir wieder neuen Lebensmut eingeflößt.
Nach Beendigung seiner Vorträge setzte er sich zu
uns an den Tisch und ich konnte ihm meine Bewunderung
aussprechen. Er ist in seinem bürgerlichen Beruf Schrift-
setzer, da ihm aber über seine Leistungen so viel Lob
gespendet wird, scheint er nicht übel Lust zu haben, die
Schriftsetzerei ganz aufzugeben und fein Glück als Varieté-
künstler zu suchen. Er ist von ansprechendem Äußern
und er hat mir gut gefallen. Ein solch lustiger Freund
und Gesellschafter wäre mir schon recht. Er faßt das
Leben nicht so ernst auf, wie ich dies bisher getan habe.
Ich möchte wohl, ich könnte mich nach ihm etwas
ummodeln.
Man liebt es in unseren Kreisen jedem irgend einen
Spitznamen anzuhängen. Das ist nicht bös gemeint und
wirkt oft sehr komisch. Mich nennen sie das Backfischchen.
Ich glaube, es kommt daher, weil ich einmal von meiner
Liebe zu Edgar Töpfer gesprochen habe und da meinte
einer der Zuhörer, das wäre meine Backfischchenliebe gewesen.
Sie lachten darüber und ich lachte mit. Gewiß,
ich denke jetzt anders, als damals, aber so ganz ver-
schmerzt habe ich diese Liebe doch noch nicht.
* * *

Wieder hat sich ein Fall ereignet, der in unseren
Kreisen lebhaft besprochen wird. Ein hoher Beamter,
der, trotzdem er verheiratet ist und auch Kinder besitzt, zu
den unserigen gehört, wurde jahrelang von Erpressern verfolgt
und ausgesogen. Schließlich packte ihn die Verzweiflung.

Er wollte mit sich ein Ende machen, aber
vorher das Haupt der Bande, die ihn als Opfer ausersehen
hatte, töten. Er bestellte den Kerl zu einem Rendezvous
in die Nähe einer Kirche. Es war spät abends und der
Platz menschenleer. Hier hat er auf den Erpresser zwei
Schüsse abgegeben. Er hat ihn verwundet, aber nicht
getötet. Der Erpresser floh und der Herr stellte sich der
Polizei. Die Geschichte dieses hochgeachteten Beamten ist
eine jener Tragödien, wie sie der § 175 des Strafgesetzbuches zeitigt.
Ich hörte, daß sich schon seit Jahren hier ein
Komitee gebildet habe, dessen Bestreben es ist, diesen unhalt-
baren Zuständen ein Ende zu machen. Es verlangt
eine andere Fassung dieses Paragraphen, der uns der
Willkür jedes gemeinen Subjektes wehrlos preisgibt.
* * *

Cléo hat mich in seinem Fach ausgebildet, nicht
als Schriftsetzer, sondern als Damen-Imitator. Ich bin
gestern Abend in unserem Cabaret zum ersten Mal auf-
getreten und habe sehr gefallen. Herr Lorenz meinte, ich
würde mit meiner eleganten Erscheinung auf der Bühne
Glück machen. Er ist bereit, mir, auf seine Kosten, Tanz-
und Gesangunterricht geben zu lassen. Ich glaube, daß
mir wirklich auf diesem Gebiet ein gewisses Talent nicht
abzusprechen ist. Morgen trete ich wieder auf. Ich habe
mit Cléo ein famoses Duett einstudiert. Wenn ich wieder
gefalle und Herr Lorenz sein Anerbieten aufrecht erhält,
so nehme ich es an.
* * *

Mein Entschluß ist gefaßt, ich gehe zum Varieté.
Ich habe mir selbst einige Couplets verfaßt und diese in
Musik setzen lassen. Herr Lorenz hat mir zur Beschaffung
von Garderobe fünfhundert Mark geliehen. Den Unterricht
bezahlt er und er will nicht, daß ich ihm das Geld wieder
ersetze. Seine Handlungsweise entspringt den edelsten
Absichten. Er weiß, daß ich einen unüberwindlichen Ab-
scheu vor der Ausstellung meines nackten Körpers empfinde,
er weiß aber auch, daß ich in keinen der bürgerlichen Berufe
hineinpasse, daß ich in dem Kampf um
das Dasein elend zu Grunde gehen würde. Da winkt
mir als Varietékünstler eine Rettung. Ich danke ihm,
daß er mir hilft, mir einen Erwerb zu verschaffen. Daß

ich nach diesem Erwerb greife, wer will es mir verdenken?
* * *

Die Sache mit dem Herrn, der auf seinen Erpresser ge-
schossen hat, kommt leider nicht vor das Gericht.
Es wird angenommen, daß sich der Herr bei Begehung
der Tat nicht im Vollbesitz seiner Geisteskräfte befunden
hat und das ist jedenfalls richtig. Man hat daher das
Verfahren gegen ihn eingestellt und er hat eine Nerven-
Anstalt aufgesucht. Die Erpresser haben ihm nach und
nach ca. achtundvierzigtausend Mark abgenommen.
Es ist sehr schade, um der Sache selbst willen, daß
die öffentliche Gerichtsverhandlung ausfällt. Da sich nun
einmal die Öffentlichkeit schon so eingehend mit ihr
beschäftigt hatte, wäre es uns allen lieb gewesen, wenn
an diesem markanten Beispiel dem Publikum ein-
mal in voller Klarheit vor Augen geführt worden wäre,
was es eigentlich mit den sogenannten Homosexuellen
auf sich hat, und wie es kommt, daß so viele dieser
unglücklichen Wesen in die Hände von Erpressern fallen.
* * *

Jetzt habe ich mich schon wohl oder übel in mein
Schicksal gefunden. Ich stehe sogar im Begriff mein
Unglück zur Belustigung des Publikums auf den Brettern
für Geld feil zu halten, und ich habe nun nicht mehr die
Entschuldigung für mich, daß ich damit der Wissenschaft
einen Dienst leiste. Jetzt fühle ich aber auch erst, welche
Kluft zwischen uns und den „anderen Menschen" liegt.
Ich habe länger, als viele meiner Leidensgenossen
mich fälschlich zu den „anderen Menschen" gerechnet, weil
ich meinen Zustand nicht kannte, und diejenigen, die ihn
kannten, wohl aus Mitleid mit mir, mich über denselben nicht
aufgeklärt hatten, darum kenne ich das unüberbrückbare Vor-
urteil, welches die Normalen von uns
scheidet, auch so gut.
Ach, es ist Mode geworden, sich für die Pflege von
unehelichen Säuglingen zu begeistern, denen in den
meisten Fällen gar kein Dienst damit erwiesen wird, daß
man sie am Leben erhält, da sie dann mit ebenso grausamen Vor-
urteilen zu kämpfen haben, wie wir. Ihnen, wie uns, wäre wohler,
man bekümmerte sich weniger darum,
unser Leben zu erhalten, als vielmehr darum, es zu

verkürzen, wenn wir denn schon einmal geboren werden müssen.
Wenn ich mir auch oft vorhalte, daß es eine, meinem Bildungsgang durchaus nicht angepaßte Kunst ist, der ich mich widmen will, so kann ich doch andererseits auch wieder nicht umhin, mir einzugestehen, daß ich ein gewisses Vergnügen an der Ausübung derselben finde. Schon das Anlegen dieser eleganten Frauenkleider übt auf mich einen eigenen Reiz aus. Das Tanzen und Singen auf der Bühne, ist mir ein Genuß. Ich tanze mit einer wahren Leidenschaft, mit einem Feuer, das von der Bühne herunter ansteckend auf das Publikum wirkt und alle mit sich reißt. Auch mein Mezzosopran klingt weich und wohllautend und wird sehr gelobt. Backfischchen hat in dem Cabaret die früher so beliebte Cléo ganz verdrängt. Ich erhalte für jedes Auftreten zehn Mark. Für den Herbst bin ich von einem großen Berliner Varieté engagiert und erhalte monatlich zwölfhundert Mark. Ich führe dort Tänze und Gesänge der verschiedenen Nationen vor. Ich trete auf: als Russin, als Polin, als Ungarin, als Italienerin, als Spanierin, als Schottländerin und als Odaliske. Die Kostüme sind so eingerichtet, daß sie mit einem Griff an- und ausgezogen werden können. Das Umkleiden findet hinter einer spanischen Wand statt und dabei ist mir ein Freund behilflich. Ein solches Umkleiden darf nicht länger als dreißig bis vierzig Sekunden dauern. Ich übe mich jetzt täglich darin und habe es schon zu einer großen Fertigkeit gebracht.
* * *

Mein Debut hat einen vollen Erfolg gehabt. Das Publikum des großen Welt-Etablissements stand ganz im Bann meiner Darbietungen. Die Zeitungen loben meine Leistungen sehr, ich habe eine ganze Anzahl Kritiken gesammelt. Gottlob, meine Existenz ist gesichert.
* * *

Armes Tagebuch. Dich habe ich im Rausch, der mich gepackt hat, sehr vernachlässigt. Auch heute kann ich dir nur wenige Minuten widmen. Die Hand, welche die Feder führt, trägt jetzt echte Brillanten im Werte von zwei tausend Mark. Das war stets einer meiner Träume. Nun ist er in Erfüllung gegangen. Ach, was diese

Brillanten mit ihrem ewig blinkerndem Feuer doch auf
mich für eine Anziehungskraft ausüben. Wie oft habe
ich sie schon geküßt.
* * *

Morgen verlasse ich Berlin. Ich habe ein
Engagement nach D. angenommen, in dem ich eine Gage
bekomme, doppelt so hoch, als hier. Ich bin eine
Berühmtheit geworden. Lebe wohl Berlin! Ich gehe,
aber ich kehre wieder!
—

Irrfahrten.
—

Ich hatte mir hier in C. eine Lungenentzündung zugezogen und
habe sechs Wochen im Kranken haus
gelegen. Heute bin ich aus demselben entlassen worden.
Ich sitze nun in einem kleinen Hotelzimmer, dessen weit
geöffnetes Fenster mir einen schönen Blick auf den Rhein
gewährt. Ich habe mein seit langem vernachlässigtes Tagebuch
hervorgeholt und darin geblättert. Ich hätte es
lieber nicht tun sollen, denn es ist nicht gut, in Erinnerungen
zu wühlen, die dazu angetan sind, unser Herz zu verbittern.
Wie wenig Liebe habe ich bisher in meinem Leben
erfahren, und wie habe ich mich stets nach Liebe gesehnt.
Welches Übermaß von Liebe fühle ich in meinem Herzen,
niemand aber begehrt ihrer.
Kurt Rosenstock ist der einzige gewesen, der sich
mir gegenüber immer gleich geblieben ist. Er, der Große,
der Starke, hat sich in seiner angeborenen Ritterlichkeit
stets des Schwachen und Verspotteten angenommen.
Vielleicht hat auch, ihm selbst unbewußt, sein erwachender
Mannes-Instinkt in mir ein Wesen anderer Art gewittert.
Wer kann das wissen.

Ich habe oft während meiner Krankheit über mich
und die Personen nachgedacht, mit denen ich bisher in
besonders nahe Berührung gekommen bin.

Auch das Verhältnis meiner Mutter zu mir hat
mich viel beschäftigt.

Sie ist gestorben, wie ich gehört habe. Ich habe
sie seit jenem Tag, an welchem ich heimlich aus dem
Elternhause entfloh, nicht wieder gesehen.

Wenn ich sie mir jetzt vergegenwärtige, wie sie in
ihren besten Jahren aussah, so steht sie vor mir, als eine
große, schöne Frau, deren Gesicht einen stark ausgeprägten
sinnlichen Zug zeigte. Ich las einmal, daß man die
Frauen in zwei Klassen einteilen könne, und zwar in
solche, denen der Mann nur dazu dient, die Art fortzupflanzen,
die ganz in ihrer Mutterschaft aufgehn, und dann in solche, den-
en die Mutterschaft unbequem, ja verhaßt ist und denen der Mann
nur dazu dient, ihre Sinnlichkeit zu befriedigen. Zu dieser letzten Art
von Frauen muß meine Mutter gehört haben.

Meine unglückselige Halbheit stieß sie ab. Sie
empfand, ich habe das oft bemerkt, mir gegenüber eine
ausgesprochene Idiosynkrasie. Meinem Bruder gegenüber,
der zwar dumm, faul und störrig war, dafür aber den
stark ausgeprägten männlichen Typus zeigte, empfand sie
unwillkürlich und jedenfalls, ohne sich selbst darüber ganz
klar zu sein, die Hinneigung des stark sinnlich veranlagten
Weibes zum Mann.

Mich hielt sie für ein minderwertiges Geschöpf
ohne eigentliche Daseinsberechtigung. Wäre meinem
Bruder Paul eine „Affäre Markus“ passiert, so würde
sie in eine hochgradige Wut und Entrüstung ausgebrochen
sein. Anders bei mir. Für meine Art ging ihr jedes
Verständnis ab. Diese Verständnislosigkeit war eine so
totale, daß sie, als ich ihr an jenem Abend erzählte, was
mir begegnet war, dazu lächeln konnte. Sie lächelte und
ich war aufgelöst in Tränen des Schmerzes, der Scham
und der Empörung.

Daß sie mich opferte und sich mit Geld abfinden
ließ? Du lieber Gott! Sie rechnete mich eben für nichts,
und — sie war in äußerster Geldnot.

Was man alles tut, wenn man sich in Geldnot
befindet, das habe ich an mir selbst in den letzten Jahren
genug erfahren. Im Übrigen war ihre Veranlagung nun
mal so, wie sie sich zeigte, daran ließ sich nichts ändern.

Ich habe ja Gelegenheit gehabt, an mir und anderen
zu sehen, daß man gegen eine angeborene Veranlagung
vergebens anzukämpfen versucht.
Meine Geburt, die Geburt so eines Mitteldings
zwischen Junge und Mädchen hat ihr gewiß auch Kummer
genug verursacht und sie hat wohl auch manchmal einen
Anlauf genommen, den Widerwillen gegen mich zu unterdrücken,
daß ihr das nicht gelang, war eben in ihrer
Natur begründet.

Ich trage ihr keinen Groll nach. Sie hat meine
Kindheit nicht zu einer solchen gestaltet, daß ich mich
derselben gern erinnern könnte, aber — sie ist tot. Ich
habe ihr verziehen.

Auch über meine Liebe zu Edgar Töpfer habe ich
viel nachgedacht. Sie hat mir den Namen Backfischchen
eingetragen und der, welcher sie Backfischchenliebe nannte, mag
wohl das richtige Wort dafür gefunden haben. Es war
jene, nur einmal sich einstellende, reine, innige Liebe, die
in eine unbegrenzte Bewunderung für denjenigen ausartet,
dem sie sich zugewandt hat. Aber selbst, nachdem man
sie überwunden hat, bleibt sie einem heilig, einerlei, ob
man auch später einsehen lernt, daß Liebe und Bewunderung an
jemand verschwendet war, der sie nicht verdiente.

Leider war dies bei Edgar Töpfer der Fall, obwohl ich ihm gern zu-
gestehe, daß er mir gegenüber gut gehandelt hat. Gerade die Weigerung
mich mitzunehmen, entsprang edlen Motiven und auch die Schonung, die er
gegen mich übte, zeigte, daß er mit meiner Unschuld und
Reinheit Mitgefühl empfand. Er hat die Macht, die er
über mich in unbeschränktem Maße besaß, nie zu etwas
Schlechtem ausgenützt.
Und doch war er ein Verlorener.
* * *

Meine Krankheit hat mir viel Geld gekostet, und
vor allen Dingen hat sie mich so herunter gebracht, daß
ich mich noch einige Monate schonen muß, ehe ich meine
frühere Tätigkeit wieder aufnehmen kann. Ich bin sehr
abgemagert. Daher kommt es, daß mir meine Kostüme
nicht mehr passen. Auch kann ich nicht mit einem so
häßlichen Decollté, und so dünnen Armen vor das Publikum

treten. Ich bin also genötigt eine Mastkur durchzumachen,
um schneller wieder erwerbsfähig zu werden.
Ja, zu meinem Geschäft gehört, daß ich gut aussehe. Meine Arme
müssen wieder ihre volle Rundung erhalten und meine Büste,
die der einer wirklichen Frau sehr ähnlich sieht, muß wieder ihre frühere,
tadellose Form aufweisen können. Erst wenn ich mein altes
Aussehen wieder erlangt habe, kann ich auf ein gut
bezahltes Engagement rechnen.
Freilich, ich werde mich damit bis zum Herbst gedulden müssen.
Dabei macht mir der Gedanke Sorge, daß meine ohnehin sehr ge-
schwächte Kasse gegen ein so langes Faulenzen energisch Pro-
test erheben könnte. Ich habe leider
nicht zur rechten Zeit daran gedacht, daß es auch einmal
wieder für mich Zeiten der Not geben könnte. Ich habe
in den Tag hineingelebt, wie dies die meisten von uns tun.
Für das neue Engagement muß ich natürlich voll-
kommen neue Garderobe haben und das will bei mir
etwas heißen. Um auf der Höhe zu bleiben, darf ich
bei der Beschaffung der Garderobe nicht knausern. Es
muß alles, von den Strümpfen und Schuhen, bis hinauf
zum Kopfputz, raffiniert elegant sein. Sowohl die Oberkleider,
wie die Unterkleider müssen sich sehen lassen können.
Lieber Gott, wie bescheiden war meine erste Ausstattung,
zu der mir Herr Lorenz ganze fünfhundert Mark geliehen
hatte! Seitdem habe ich zu jeder Saison meine Garderoben
erneuert und das hat jedesmal ebensoviel Tausende als
damals Hunderte gekostet. Die Ansprüche der Direktoren
und des Publikums werden immer größer.
Jetzt heißt es, mich in meiner Lebenshaltung einschränken.
Ich werde morgen dies elegante Hotel verlassen und mich in
einem solchen einquartieren, dessen Preise meinen knappen Geld-
verhältnissen besser angepaßt sind.
* * *

Das Hotel, in welches ich vor acht Tagen übergesiedelt bin,
läßt zwar zu meinem Bedauern jeden Komfort vermissen,
dafür ist es aber recht billig. Ich habe in diesem Hotel eine Ko-
llegin getroffen, eine Chansonette, die gegenwärtig, gleich mir,
ohne Engagement ist.
Wir waren früher einmal zusammen im Wintergarten
engagiert. Sie war entzückt, als sie hörte, daß ich meine
Damengarderobe, größtenteils, zu verkaufen beabsichtige.
Sie hat mir alles das, was ich nicht mehr gebrauchen

kann, abgenommen, allerdings auf Abzahlung, denn gegen-
wärtig ist sie schwer im Dalles. Infolge dieses Verkaufes hat sich
mein Gepäck auf zwei Koffer reduziert.
Meine Lebensweise erregt bei dem Hotelpersonal
nicht geringe Verwunderung. Ich trinke täglich vier
Liter Milch und stehe nie vor Mittag um zwölf Uhr
auf. Meine Mahlzeiten bestehen hauptsächlich aus Eier-
und Mehlspeisen. Nachmittags kommt ein Geigenspieler,
mit dem übe ich zwei Stunden lang meine Tanz und
Gesangnummern ein. Das Tanzen fällt mir nach der
langen Pause und bei der träge machenden Lebensweise,
die ich führe, viel schwerer als sonst. Jetzt klopft mein.
Trainer. Nun geht's wieder los.
* * *

Die kleine Chansonette von nebenan, ist eine ehrliche Person.
Sie zahlt tüchtig an ihren Schulden ab.
Daß sie dies tut, ohne ein Engagement zu haben, berührt
mich nicht. Man verlernt es, beim Varieté die Menschen
mit dem Maße zu messen, wie die bürgerliche Gesellschaft
dies tut. Dabei ist man nicht schlechter als diese, nur
offener. Jubelnd bringt sie mir morgens die Teilzahlungen,
manchmal mehr, manchmal weniger. Dabei erzählt sie
mir, während ich im Bett liege, wie es meine Kur vorschreibt,
von ihren Liebesabenteuern. Und ich höre zu, als handele es sich
garnicht um Sachen, die eigentlich dem Erzählenden und dem Zu-
hörer die Schamröte in das Gesicht treiben müßten.
Ach, lieber Gott, man hat längst verlernt über solche
Sachen zu erröten. Sie gehören zum Kampf um das Dasein.
Wenn ich mir das Mädchen so ansehe, während
es mir von seinen Eroberungen berichtet, dann wundere
ich mich jedesmal darüber, daß es Männer gibt, die an
so einem Weib Gefallen finden können. An einem solchen
Weib, das für alle da ist, und das Ehrlichkeit genug besitzt, keinen,
der sich um ihre Gunst bewirbt, darüber im
Zweifel zu lassen, daß ihr die Liebe nur Mittel zum
Zweck ist. Und der Zweck ist, Geld, möglichst viel Geld
geschenkt zu erhalten. Ich höre ganz gern den Erzählungen
des Mädchens zu, berichten sie mir doch, von dem Liebesleben
jener Welt, der ich nicht angehöre. Und das, was sie mir von dieser
Welt berichtet, versöhnt mich damit, daß ich ein anderer bin.
* * *

Ich fragte neulich einmal meine Zimmernachbarin,
wie es ihr denn möglich sei, sich so sans façon jedem
beliebigen hinzugeben. Sie lachte mir in das Gesicht
und sagte, daß sie schon ihre Auswahl treffe. Gefiele
ihr einer nicht, so gestatte sie ihm nur, sie zum Abendessen ein-
zuladen, bei dieser Gelegenheit gelänge es ihr
meistens, ihrem Seladon ein Goldstückchen abzuknöpfen.
Nachdem sie auf diese Weise eine Entschädigung für ihre,
ihm gewidmete Zeit erhalten habe, verstehe sie es gut,
sich unter irgend einem Vorwand zu drücken. Es will
ihr nicht in den Sinn, daß ihre Handlungsweise eine be-
trügerische ist.
Für sie sind die nach Liebe girrenden Männer weiter nichts als
Ausbeutungsobjekte, denen gegenüber sie irgend welche Ver-
pflichtung nicht zu haben glaubt. Das ist wohl überhaupt der Stand-
punkt der Dirnen.
* * *

Gestern ist mir ein sonderbares Abenteuer zugestoßen,
und das habe ich auch der „Chansonette ohne
Engagement“ zu danken. Die Polizei, welcher das Treiben
des Mädchens aufgefallen war, hatte es beobachten lassen,
und gestern hatte man meine ehemalige Kollegin, von der
Straße weg verhaftet. Auf der Polizeiwache hatte sie
mich als Zeugen dafür angegeben, daß sie durchaus nicht
ihren Erwerb auf der Straße suche, sondern von Beruf
eine wirkliche Gesangskünstlerin sei. Man hatte nun einen
Polizisten zu mir gesandt, der mich ebenfalls auf die Polizei-
wache bringen sollte. Man vermutete wohl, daß ich in
irgendwelchen Beziehungen zu der Verhafteten stünde. Ich
glaube, daß man sogar der Ansicht war, ich wäre der
Zuhälter des Mädchens. Der Polizist, den man zu mir
gesandt hatte, ist jedenfalls ein sehr eifriger Beamter, der
die Befehle seines Vorgesetzten, sofort und genau nach
dem Wortlaut, ausführt. Er sollte mich, keine Widerrede
gelten lassend, ohne Verzug auf die Polizeiwache
bringen. Er trat, als gerade mein Geigenspieler bei mir
war und ich im Kostüm à la Otéro einen Fandango
tanzte, in mein Zimmer. Zunächst wollte der Mann des
Gesetzes mich nicht als denjenigen anerkennen, der ich in
Wirklichkeit bin, sondern seine Verhaftungsgelüste richteten
sich auf den Geigenspieler, den er trotz heftigen Protestes
mit sich nahm. Erst auf der Treppe kam ihm der Gedanke,

daß es vielleicht besser wäre, mich auch gleich zu arretieren,
da ich doch ein „sehr verdächtiges Frauenzimmer" zu fein schiene.
Er ließ mir nicht einmal Zeit mich umzukleiden, sondern ich mußte mit,
wie ich ging und stand. Was blieb uns übrig, meinem Geigenspieler
und mir, als uns in das unabänderliche mit Würde zu
fügen und, eskortiert von dem gestrengen Schutzmann, den
Weg zur Wache anzutreten. Nicht einmal einen Wagen
zu nehmen erlaubte er uns. Er meinte, es wäre das
unnötig, da der Weg nicht weit sei.
Mein Geigenspieler reichte mir also galant den
Arm und so schritten wir an dem verblüfften Hotelpersonal
vorbei, zum Hause hinaus.

Auf der Straße erregten wir, bei der sich bald
sammelnden Menge, nicht geringes Aufsehen. Mein
Geigenspieler faßte die Sache aber bald von der humor-
istischen Seite auf und grüßte nach rechts und nach links
die uns zujubelnden Passanten, und ich folgte, dem
Beispiel, das mir der höfliche Mann gab. Ein gewaltiges Hallo
erzielte ich, als ich schließlich meine schwarze Otéro-Perrücke
vom Kopfe riß und unter derselben nun meine blonden Haare
sichtbar wurden.

Auf der Polizeiwache setzte sich das Lustspiel fort,
zu welchem es uns an Zuschauern nicht fehlte. Die
Straße war geradezu von der neugierigen Menschenmenge
gesperrt, sodaß einige Schutzleute aufgestellt werden mußten,
um dem passierenden Fuhrwerk Platz zu schaffen.

Der Polizeileutnant hatte Sinn für Humor. Er
hat, gleich uns, über das Komische der Situation herzlich
mitgelacht. Ich konnte mich leicht als einwandsfreier
Steuerzahler legitimieren, und er entschuldigte den Mißgriff
seines Unterbeamten. Bald darauf konnten mein Geigenspieler
und ich uns wieder in das Hotel zurückbegeben und der Schutz-
mann, der uns mitten in der
Übungsstunde gestört hatte, holte uns selbst bereitwilligst
zu unserer Bequemlichkeit einen Wagen herbei. Wiederum
wurden wir von der lieben Straßenjugend und was dazu
gehört, mit Hochrufen begleitet.

Auch die Chansonette wurde aus der Haft entlassen, erhielt
jedoch den strikten Befehl, die engagementslose Zeit wo anders

zu verbringen. Sie ist heute abgereist und mit ihr habe ich dem Geld,
das ich noch von ihr zu bekommen habe, auf immer Lebewohl gesagt.
* * *

Obwohl ich mich der Mastkur mit einer Hingebung
unterziehe, die eigentlich einen vollen Erfolg verbürgen
müßte, bin ich doch sehr wenig mit dem zufrieden, was mit
Hilfe derselben bisher erreicht ist. Irgend etwas in meinen
inneren Organismus ist noch nicht recht in Ordnung. Vor
allen Dingen macht mir der Magen zu schaffen. Der Arzt
meint, ich müsse Luftveränderung haben. Ich werde also
nach F. übersiedeln. Es tut mir leid, daß ich meinen
Geigenspieler nicht mitnehmen kann, ich hatte mich sehr
an ihn gewöhnt, er versteht auch sein Metier vortrefflich
und ist nicht teuer.
* * *

Hier in F. ist das Leben sehr kostspielig. Heute
ist ein Ring in das Pfandhaus gewandert. Ich habe
an meinen Agenten geschrieben und angefragt, ob er mir
nicht doch noch irgend ein Engagement verschaffen könne.
* * *

Mein Agent hat mir mitgeteilt, daß gegenwärtig
für mich ein passendes Engagement nicht zu haben wäre,
doch bin ich für die Monate Oktober und November für
ein erstes Berliner Varieté vorgesehen. Ich soll mein
neuestes Kostümbild einsenden.
* * *

Ich habe mir die Sache überlegt. Das, was ich
noch an alten Kostümen zurückbehalten habe, kennt man
bereits in Berlin. Ich kann sie also dort nicht verwenden.
Ich bin aber auch jetzt nicht in der Lage, mir eine ganze Reihe
neuer Kostüme, wie ich sie als Verwandlungskünstler benötige,
anzuschaffen. Ich werde mir also eine neue Nummer einstudieren,
in der ich nicht mehr als Verwandlungskünstler schöne Tänzerinnen
verschiedener Nationen vorführe, sondern ich werde als mo-
derne Konzertsängerin zu gefallen suchen. Zu dieser Nummer brauche
ich nur ein elegantes Prachtkostüm, das gewiß auch nicht
billig sein wird, aber doch nicht so teuer kommt, als fünf
oder sechs Nationalkostüme. Auch spare ich die Ausgaben
für den Mann, der mir beim Umkleiden behilflich sein

muß. Das neue Kostüm muß ich mir sofort anfertigen
lassen, damit ich dem Agenten das verlangte Bild einsenden kann.
* * *

Der Arzt hat recht gehabt. Das hiesige Klima
bekommt mir sehr gut. Meine Magenverstimmung hat
sich gehoben, und mit Genugtuung konstatiere ich an jedem
zweiten Tag recht ansehnliche Gewichtszunahmen, meine
Arme, mein Hals, beginnen wieder ihre alte Formen-
schönheit anzunehmen.

Die Firma J. hat mir ein Kostüm angefertigt, das
ein wahres Wunderwerk ist. Ich könnte mich damit bei
Hofe sehen lassen. Freilich, es soll auch die Kleinigkeit
von dreitausendfünfhundert Mark kosten.

Ich habe mich in dem Kostüm photographieren
lassen, und ein Bild meinem Agenten gesandt. Ich denke,
es wird ihm gefallen. Ich sehe geradezu königlich in dem
Kleid aus. Ein hiesiger Friseur hat mir eine Perücke
gearbeitet, die sich wundervoll meinem eigenen Haar
anpaßt, selbst in nächster Nähe betrachtet, kann auch ein
Kenner nicht unterscheiden, was an meinem Kopfhaar echt,
und was falsch ist.

Ich habe bei einem weltberühmten Gesangsmeister
Unterricht, und er ist mit meinen Leistungen sehr zufrieden.
Ich glaube, daß ich in Berlin einen dreifachen Triumph
feiern werde; man wird staunen darüber, daß ein Wesen,
das als Mann gilt, sich mit vollendetem Schik in Frauen-
kleidern zu bewegen versteht, denn die Täuschung ist in
der Tat eine vollkommene, man wird meinen Gesang
bewundern, denn er ist anerkannt vorzüglich, und man
wird meine Schönheit anbeten, denn ich sehe in der Perücke
und in dem Kostüm wirklich bezaubernd aus.
* * *

Mein Agent ist ein Idiot. Er teilt mir mit, daß
man sich von meiner neuen Nummer nicht viel verspreche
und er hat für mich erst für den Monat Dezember abge-
schlossen. Was soll denn bis dahin aus mir werden! Ich
muß möglichst in Berlin mit einer neuen Nummer an-
fangen, wenn ich mit derselben in der Provinz reüssieren

will. Es ist zum Verzweifeln.
* * *

Ich werde manchmal von recht verrückten Einfällen
geplagt. So sehr ich mich denselben dann auch zu wider-
setzen bestrebt bin, gewinnen sie doch oft eine derartige
Macht über mich, daß ich ihnen zuletzt folge. Und doch
bin ich mir darüber ganz klar, daß aus diesem Nachgeben,
solchen Launen gegenüber, für mich die größten Unannehmlich-
keiten entstehen können.
Das Stückchen, das ich gestern in dieser Beziehung
geleistet habe, verdient meinem Tagebuch einverleibt zu
werden, obwohl ich noch nicht recht weiß, ob es
albern oder genial war. Nun, das hängt wohl auch
hierbei, wie bei allen Sachen, vom Erfolg ab.
Also, seit einigen Tagen weilt in F., zur Freude
der Bevölkerung und des Magistrats, ein gekröntes Haupt,
der Fürst eines deutschen Bundesstaates. Ihm zu Ehren
wurden schon eine ganze Reihe festlicher Veranstaltungen
getroffen, und die Hauptnummer im Programm sollte eine
Festvorstellung im Opernhaus bilden. Es wurde Lohengrin
angesetzt und ein berühmter Sänger aus Berlin für die
Titelrolle verschrieben. Gestern abend ging der Rummel
vor sich.
Die Zeitungen hatten so viel über das bevorstehende
große Ereignis berichtet, und es als ein solches ersten
Ranges hingestellt, daß ich mir sagte, da müßte ich
eigentlich auch dabei sein. Bei solchen Anlässen ist es
aber Sitte, daß die Herren im Frack, und die Damen in
eleganter weitausgeschnittener Gesellschaftsrobe die Oper
besuchen. Ich überlegte mir die Sache, und da ich zur
Zeit über einen Frackanzug nicht verfüge und mir auch
keinen solchen von einem Verleihinstitut borgen mochte, so
erinnerte ich mich meiner herrlichen, funkelnagelneuen
Damenrobe, die den weitgehendsten, an sie gestellten
Forderungen vollkommen entspricht. In dieser Robe, als
Dame, die Oper zu besuchen mußte herrlich sein.

Ich bin ganz verliebt in mein neues Kleid, und der
Gedanke, daß ich bis zum Dezember warten solle, ehe mir
Gelegenheit würde, es einem verehrten Publikum vorzu-
führen, wollte mir nicht in den Sinn. Jetzt bot sich die
Gelegenheit, mich in dem Kleid zu zeigen und die wollte

ich nicht ungenützt vorüber gehen lassen. Der Gedanke,
als Dame in der überaus eleganten Robe im Opernhaus
zu erscheinen, und mit ihr zu brillieren, setzte sich in
meinem Kopf derart fest, daß ihn keinerlei Bedenken
herauszudrängen vermochten. Mein Hotelportier besorgte
mir glücklicherweise noch ein Logenbillet, und gestern Abend
wurde mir von meinem Friseur die Perücke wieder in der
kunstvollen Weise arrangiert, die es unmöglich macht, die
Fälschung des Tatbestandes erkennen zu lassen. Dann
legte, ich mit Hilfe meines sehr geschickten Zimmerkellners,
meine herrliche Robe an und ließ mir um die entblösten
Schultern meinen Theatermantel legen. Dem Kellner,
einem fixen Kerlchen, machte die Sache natürlich sehr
viel Vergnügen. Er besorgte mir ein Automobil und in
ihm fuhr ich vor dem Opernhaus vor.
Zum ersten Male wagte ich mich in Frauenkleidern
und mit der Absicht, als Frau zu gelten, unter Menschen.
Die Affaire in C., gelegentlich meiner Verhaftung, rechnet
nicht mit und mein Auftreten auf der Bühne war eben
eine Varieténummer, bei der sich jeder Zuschauer durch
einen Blick in das Programm überzeugen konnte, daß
der Darsteller nur eine geschickter Illusionist war. Hier
im Opernhaus zu F. wollte ich aber als echte, wirkliche
Dame angesehen werden und ich nahm meine ganze, mit
der Zeit recht bedeutend gewordene Geschicklichkeit zu Hilfe,
um auch nicht einen Augenblick aus der Rolle zu fallen.
Mein Gang durch das Foyer, die teppichbelegte
Treppe hinauf bis zu meiner Loge, war ein Triumphzug,
Ich schritt durch ein Spalier befrackter Herren, deren
Blicke mir bewundernd folgten, mit dem Anstand einer
Königin. Auch unter ein Kreuzfeuer halb neidischer, halb
feindlicher Blicke aus den Augen mehr oder weniger
schöner Damen wurde ich genommen. Aber ich bestand
gut, keine von ihnen ahnte, daß ich nicht eine ihrer Mit-
schwestern war.
Auch als ich mich an der Brüstung der Loge
niederließ, bemerkte ich, daß sofort eine große Zahl
Operngläser sich fragend auf mich richteten, aber ich be-
wahrte den Gleichmut einer an Triumphe gewöhnten Weltdame.
O, es gewährte mir sogar ein ganz unsagbares
Vergnügen zu bemerken, welches Aufsehen meine Er-
scheinung überall hervorrief und den ganzen Abend über wurde wohl,
außer dem Fürsten, keiner anwesenden Persönlichkeit soviel Interesse

entgegengebracht, als mir.
Nach dem zweiten Akt begab ich mich, stolz, unnahbar, mit hocherhobenem Haupte, in den Erfrischungsraum und bald folgte mir ein Dutzend befrackter Herren.
Das Gedränge war sehr groß und ich mußte meine Schleppe hochnehmen, um sie zu schützen. Ich hatte in meinem Leben noch nie eine so elegante Gesellschaft beisammen gesehn, geschweige, daß ich mich je mitten unter einer solchen befunden hätte. Dabei war ich durchaus nicht befangen, aber ich gab absichtlich meinem Gesicht einen so kühlen, abweisenden Ausdruck, damit es nicht etwa einem der Herren einfallen sollte, mich anzureden, denn es war nicht meine Absicht den Scherz soweit zu treiben, hier etwa Herrenbekanntschaften anzuknüpfen.
Aber siehe da, plötzlich vertrat mir, trotz der herausgesteckten Warnungstafel, ein Herr den Weg und mit einem liebenswürdigen Lächeln meine Hand an seine Lippen ziehend, sagte er ziemlich laut: Ich bin entzückt, meine Gnädige, Sie endlich wieder einmal zu treffen! Dabei schob er seinen Arm ganz ungeniert unter den meinen und führte mich, wie eine alte Bekannte, an das Buffet, wo er für uns eine Erfrischung bestellte.
Ich war derart erstaunt über die Dreistigkeit, mit welcher mich der Herr überrumpelt hatte, daß ich erst jetzt dafür Worte fand.
Ich wußte, daß wir aus nächster Nähe scharf beobachtet wurden und ich wollte daher alles vermeiden, was einer Scene ähnlich sah. Darum lächelte ich ganz unbefangen und liebenswürdig, als ich dem Herrn die Worte zuraunte: „Mein Herr, Ihr Benehmen ist eine Frechheit.“ Er verzog keine Miene, sondern antwortete mir mit freundlichem Lächeln und sein Weinglas zu mir erhebend: „Das Ihre auch, mein Herr!“
In diesem kritischen Moment bewährte sich meine Kaltblütigkeit glänzend. Ohne, daß meine Hand gezittert hätte, führte ich mein Glas zum Mund und trank langsam einige Züge, während ich mir überlegte, was ich jetzt tun solle. Als ich mein Glas wieder hinsetzte, war mein Plan fertig. Ich sagte zu dem Herrn ganz unbefangen, indem ich tat, als habe ich ihn falsch verstanden: „Sie geben also Ihr Vergehen zu. Seine Fehler erkennen, ist der Anfang der Besserung. Schreiten Sie auf dem eingeschlagenen Wege recht rüstig fort.“ Dabei erhob

ich mich, hielt ihm meine Hand hin, auf welche er seine
Lippen drückte und entfernte mich, mit einer leichten Ver-
beugung meines Hauptes.
Diese kurze Unterredung mit dem mir völlig fremden
Herrn hatte eine eigentümliche Erscheinung zur Folge.
Ich bekam nämlich noch vor Beginn des dritten Aktes
und in den späteren Pausen nicht weniger als fünf
Karten von dem Logenschließer überreicht.
Hier liegen sie vor mir.
Ein Graf, welcher als Offizier in einem Husaren-
regiment steht, das in der Nähe von F. garnisoniert ist,
ein Baron, der sich auf der Durchreise hier aufhält, zwei
Männer der Börse und ein Jurist find es, die darum er-
suchen, mir ihre Aufwartung machen zu dürfen.
Ich bin überzeugt, sie wollen mir ihr Herz und
ihr Portemonnaie zu Füßen legen. Für das erstere habe
ich keine Verwendung, für das letztere schon mehr.
Ich zerbreche mir vergebens den Kopf, wer der
Herr war, der mich so dreist angeredet hat. Was mag
in ihm den Verdacht erweckt haben, daß ich nicht das
bin, was ich scheinen wollte? Dieser Vorfall hat mir
die sonst sehr schöne Erinnerung an meinen Besuch der
Oper etwas getrübt.
Es gab also doch Augen, die meine Verkleidung
durchschauen konnten.
* * *

Die fünf, vor mir liegenden Visitenkarten beschäftigen
lebhaft meine Neugier. Wie mögen die Leutchen aus-
sehen, die mir so gern ihre Huldigungen zu Füßen legen
möchten? Ob es sich verlohnt, sie kennen zu lernen?
Ein Flirt mit dem einen oder dem anderen von ihnen,
würde meinen Triumph krönen. Wahrscheinlich hat schon
ein jeder von diesen Fünf manches arme Mädchenherz ge-
brochen. Ich könnte der Rächer dieser gebrochenen Herzen
werden!
Die Sache wird gemacht.
* * *

Ich bin ganz planmäßig und mit sorgfältiger Über-
legung vorgegangen. Ich habe mir mehrere elegante
Straßenkostüme und einen wundervoll duftigen Morgen-
rock angeschafft. In diesem Spitzengewand sehe ich wirk-

lich verführerisch aus. Nachdem ich mir alles besorgt
hatte — bei einem Damen-Imitator fällt das ja nicht
auf — wechselte ich mein Hotel. Ich bewohne seit drei
Tagen zwei Zimmer in dem prächtigsten Hotel der
Stadt F. Natürlich durfte dieser Wechsel nicht direkt
vonstatten gehn. Ich ließ meine Sachen also zuerst
nach der Bahn bringen und dort deponieren. Als ich
den Depotschein hatte, verließ ich das alte Hotel als
Herr, begab mich in ein bekanntes Absteigequartier und
verwandelte mich dort zur Dame. Dann holte ich auf
dem Bahnhof meine Koffer und fuhr stolz mit ihnen
vor meinem jetzigen Hotel vor. Ich habe mich hier als
Baronin F. (der Name ist der eines bekannten Diplomaten)
eintragen lassen. Da ich inzwischen gelernt habe, meine
Perücke selbst zu arrangieren, kann ich den Friseur ent-
behren. Ich habe also hier im Hotel keinen Mitwisser
meiner Verkleidungskomödie. Man hält mich für die
Dame, als welche ich mich ausgegeben habe.

So vorbereitet habe ich gestern vier meiner Ver-
ehrer Revue passieren lassen, denn der Fünfte, der Baron
von auswärts, hat bereits F. den Rücken gekehrt, ohne
daß „das Sehnen seines Herzens“ in Erfüllung ge-
gangen wäre.

Die Sache hatte ich recht hübsch arrangiert.

Als ersten hatte ich einen der Börsenmänner, den
Bankier L., um vier Uhr zu mir gebeten. Er kam pünkt-
lich und brachte einen riesigen Blumenstrauß mit. Er
ist anscheinend sehr reich. Von seinem Äußeren ist nicht
viel günstiges zu berichten. Er ist klein und dick, besitzt
nur noch einen schwachen Kranz schwarzer Haare, und
seine Art sich auszudrücken, ist oft recht komisch. Er ist
sicher kein Herzensbrecher, sondern einer jener Wohltäter
für kleine Balletteusen und dergleichen, die solche Leute zu
einer besseren Lebenshaltung benötigen. Auch meinen Geld-
verhältnissen kann er zustatten kommen. Ich habe ihn
für heute Abend zum Tee gebeten. — Pünktlich um vier-
einhalb Uhr wurde mir der Justizrat B. gemeldet, was
mich veranlaßte Herrn L. auf das Liebenswürdigste zu
verabschieden. Er und der Justizrat kannten sich. Sie
grüßten sich, als sie sich auf der Schwelle meines Zimmers

trafen, schienen aber über dies Zusammentreffen nicht ge-
rade erfreut zu sein.
Der Justizrat brachte mir keine Blumen mit, da-
gegen erklärte er mir ganz unverblümt, daß er
wegen eines Leidens seiner Frau gezwungen wäre,
sich eine Geliebte zu halten und für diesen ehren-
vollen Posten hatte er mich in Aussicht genommen.
Die Geradheit seines Wesens imponierte
mir und die Art, wie er ohne Umschweife auf das Ziel
seiner Wünsche lossteuerte, ließ mich in ihm einen energischen
Mann erkennen, der weiß, was er will. Jedoch empörte
es mich, daß er so ohne weiteres glaubte, annehmen zu
können, ich würde die frei gewordene Stelle seiner
Geliebten einnehmen wollen. Ich glaubte mich so be-
tragen und auch in meiner äußeren Erscheinung so sehr
die vornehme Dame gespielt zu haben, daß die Annahme,
ich wäre nicht „zweifelsohne" mich sehr verwunderte.
Ich drückte dem Herrn Justizrat auch unverhohlen mein
Erstaunen darüber aus und er antwortete mir, daß er
auch nie gewagt haben würde, an mich dies Ansinnen
zu stellen, wenn er nicht bemerkt hätte, daß ich am Abend
der Lohengrin-Vorstellung mit Herrn von A. am Büffet
Sekt getrunken hätte. Na, und Herr von A. wäre als ein
Mann bekannt, bei dem es erlaubt wäre, Schlüsse auf
seine Freundinnen zu ziehen. Also es ist richtig, daß mich
dieser Frechling kompromittiert hat. Na, es soll ihm ver-
ziehen sein, wenn er mir durch seine Dreistigkeit geholfen
hat, mir eine neue Hilfsquelle zu erschließen. Ich dachte,
Offenheit gegen Offenheit, und ließ meinen Justizrat durch-
blicken, daß er mir persönlich zwar nicht unsympathisch
wäre, daß meine Ansprüche aber nicht klein seien und ich
es gern sähe, wenn er mir genaue Aufschlüsse darüber
geben würde, was ich von seiner Seite zu erwarten hätte.
Er legte, ohne viele Worte, zwei Tausendmarkscheine auf
den Tisch und erklärte mir, daß er mir monatlich die
gleiche Summe aussetzen würde, außerdem wolle er eine
Wohnung für mich einrichten, mit mir gelegentlich auf
Reisen gehn, etc. Ich sagte ihm, daß ich mir die Sache
überlegen wolle und er küßte mir beim Abschied die
Hand, mit der Versicherung seiner größten Verehrung
und Hochachtung. Diese Hochachtung hatte ihn bewogen
die beiden braunen Lappen auf meinem Tisch liegen
zu lassen.

Ich war über den tiefen Eindruck, den ich auf
diesen ernsten, energischen Mann gemacht hatte, selbst be-
troffen und nach seinem Fortgang sah ich mit Interesse
dem Erscheinen des dritten Kavaliers entgegen. Er kam
um fünf Uhr.
Dieser Herr gehört dem, bei kleinen Mädchen sehr
beliebten Stand der Börsianer an, zu dem auch Herr L.
zählt. Er ist schlank und mager, hat schon sehr graue
Haare, aber einen ungemein klugen Blick. Er heißt M.
und feine Mittel suchte er mir in günstigem Lichte zu
zeigen, indem er mir ein ganz reizendes, mit Brillanten
besetztes Armband überreichte. Dafür schien er der
Meinung, daß er gleich mit mir zu Abend speisen könne.
Ich belehrte ihn in aller Freundlichkeit, aber doch
recht bestimmt, eines besseren und als sich um sechs Uhr
Graf Z. melden ließ, verließ er das Schlachtfeld mit
Hinterlassung des Armbandes, wofür ich ihm gestattete,
meine Hand zu küssen.
Graf Z. ist die typische Erscheinung unserer Kavallerie-
Offiziere, mittelgroß, sehnig, sehr forsch, etwas krumm-
beinig und frech-liebenswürdig. Mir, der ich schon durch
stärkere Beweise von Liebe verwöhnt war, konnte seine
Bonboniere wenig imponieren. Ich sah sofort, daß er
eine taube Nuß war, und nur, um ihn in Verlegenheit
zu setzen, lud ich ihn ein, mit mir in meinem Wagen durch
die Promenaden zu fahren. Ich hatte mir nämlich auf
sechseinhalb Uhr einen Dogcart bestellt. Aber siehe, der
tapfere Krieger nahm an und an seiner Seite kurschierte
ich in den herrlichen Anlagen eine Stunde lang umher,
stets die belebtesten Wege auswählend. Wir wurden viel
gesehen, mein Zweck war erreicht.
Mit mir zusammen war einmal an einem großen
Varieté eine Sängerin engagiert, die weniger durch ihre
Stimme, als durch die Pracht ihrer Toiletten beim
Publikum auffiel. Diese Sängerin machte aus ihrem
Herzen keine Mördergrube. Sie redete frei von der Leber
weg, und eines Abends nach der Vorstellung stellte sie einmal
die Behauptung auf, man brauche einem hübschen Mädel
nur ein elegantes Kleid anzuziehen, und es würde, wenn es
die nötige Schlauheit besäße und keinem Herrn mehr ge-
währte, als höchstens einen Kuß, bald im Gold wühlen
können. Nur vergeben dürfe sie sich nichts. Jeder müsse
sie besitzen wollen, sie müsse auch jedem Hoffnung machen,

aber weiter nichts. Sie führte sich selbst als Beispiel an,
um ihre Behauptung zu beweisen. Sie erzählte von sich,
daß eines Tages ihr Liebhaber, dessen Existenz sie bisher
bestritten hatte, sie heimlich verlassen hätte und bei dieser
Gelegenheit boshafter Weise ihr Geld, ihre Brillanten und
ihre Garderobe mitgenommen habe. Sie hätte nach seiner
Flucht nichts mehr besessen als den Kredit bei ihrer
Schneiderin. Nachdem sie den bestimmten Plan gefaßt
habe, sich an allen Männern für die Untat des einen zu
rächen, habe sie den Kredit ausgenutzt, und sich ein riesig
elegantes Kostüm anfertigen lassen. In diesem habe sie
sich, strahlend in Schönheit, öffentlich gezeigt. Sie schloß
ihre Erzählung, indem sie triumphierend ihre Zuhörer, die
lauter Kollegen und Kolleginnen waren, aufforderte, sie
jetzt anzusehen, im Schmuck ihrer Brillanten, die allein
einen Wert von über sechzigtausend Mark haben sollten,
und in ihrem herrlichen Kostüm! „Das alles habe ich“,
so sagte sie, „geschenkt bekommen, von Anwärtern auf meine
Liebe, aber alle diese gütigen Geber find nicht aus dem
Stadium der Anwartschaft herausgekommen. Gewährt
habe ich keinem auch nur so viel!“ Dabei schnippte sie
mit Daumen und Mittelfinger in die Luft, daß es knallte.
Ich bin auf dem Wege, ein gelehriger Schüler
meiner erfolgreichen Kollegin zu werden. Die Sache läßt
sich sehr viel versprechend an, und macht mir ein
unbändiges Vergnügen. Es ist merkwürdig, daß die
Männer gern die größten Opfer bringen, um ein Weib,
das sich ihnen versagt, zu erobern und daß sie erst kleinlich
werden, wenn sie sich in seinem Besitz befinden.
* * *

Herr Bankier L. hat mich richtig gestern mit dem
Rittmeister zusammen spazieren fahren sehen. Nun ist er
elfersüchtig wie ein Türke. Ich finde das gottvoll. Ich
zeigte ihm das reizende Armband, das mir sein Kollege M.
geschenkt hat. Er vermutete, daß ich es von dem Grafen
erhalten habe und um diesen bei mir auszustechen, hat er
mir einen Brillantschmuck verehrt, der nach meiner
Schätzung achttausend Mark wert ist. Dafür habe ich ihm
versprechen müssen, ihn auf einer Reise nach Wien zu
begleiten, die er in nächster Woche antreten will. Gerührt
über die Größe seines Geschenks, habe ich ihm das Ver-
sprechen gegeben, mit ihm zu reisen. Ich hoffe aber, daß

er auf diesen Wunsch verzichten wird, wenn ich ihn näher über mich unterrichtet habe. Vor dem Grafen warnte er mich. Der Herr sei ein Schuldenmacher, aus dem kein Markstück herausfalle, wenn man ihn auf den Kopf stelle. Diese Warnung scheint mir nicht unangebracht. Die Bonboniere war mit einer sehr mittelmäßigen Schokolade gefüllt. Pfui, wie gemein!

* * *

Als heute der Justizrat mich besuchte, hatte ich zu seinem Empfang mein Kostüm à la Otero angezogen. Ich tanzte vor ihm und sang, indem ich mich bald mit Kastagnetten, bald auf einem Tamburin begleitete. Er war entzückt und klatschte in die Hände. Nach dem Tanz nahm ich das Tamburin und tat, als sehe ich auf allen Stühlen Personen sitzen, bei denen ich einsammeln wolle. Vor jedem leeren Stuhl machte ich einen Knix und hielt das Tamburin, eine Gabe heischend, hin. Er wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn ich dann einem garnicht vorhandenen Spender zuredete, recht reichlich zu geben und ihm für seine Gabe, die ebenfalls nur in meiner Phantasie existierte, eine Kußhand zuwarf. Als ich zuletzt zu ihm selbst kam, warf er mir ein paar Goldstücke in das Tamburin. Ich gab ihm einen richtigen Kuß und reichte ihm dann meine Zigaretten.

Er begann alsbald mit großem Behagen zu rauchen, wobei er es liebt, seine langen Beine weit von sich zu strecken. Nun erzählte er mir, daß er glaube, eine passende Wohnung für mich gefunden zu haben. Er bat mich, dieselbe morgen mit ihm zu besichtigen. Sie liege in einer stillen, vornehmen Straße und das Haus sei ein absolut ruhiges. Auch wie er die Wohnung einrichten wolle, erzählte er mir des langen und breiten. Ich hörte ihm wohl eine halbe Stunde lang zu. Schließlich ergriff mich eine unbezwingliche Begier, ihm zu verraten, wer ich eigentlich sei. Zuerst fragte ich ihn, ob er mir dankbar sein würde, wenn ich ihm einen guten Rat erteile. Freudig versicherte er mir, daß er sich gern von mir belehren lasse. Nun bat ich ihn, mich für fünf Minuten zu entschuldigen. Ich eilte in mein Schlafzimmer und verriegelte die Tür hinter mir. Dann riß ich meine Perücke herunter, zog schnell die Frauenkleider aus, und entnahm meinem Koffer einen sorgfältig zu-

sammengelegten Herrenanzug. In kürzester Zeit war die
Wandlung vollzogen und ich präsentierte mich in meiner
wahren Gestalt dem verliebten Herrn Justizrat.
Ich glaube, daß der Herr selbst über sein Gesicht
gelacht haben würde, wenn er es in diesem Augenblick
im Spiegel hätte sehen können. Mit offenem Mund und
weit aufgerissenen Augen starrte er mich an. Sein
Gesicht hatte einen so unbeschreiblich komischen Ausdruck
angenommen, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte,
ich begann laut zu lachen.
Ach, es fiel dem guten Justizrat wirklich schwer,
mir zu glauben, daß ich und die imitierte Otéro von
vorhin, ein und dieselbe Person sei. Er glaubte, es
handele sich um zwei verschiedene Wesen und erst, nachdem
er mein Schlafzimmer, das nur die eine, in den Salon
führende Tür besitzt, sorgfältig nach seinem verschwundenen
Liebchen untersucht hatte, siegte bei ihm die Ueberzeugung,
daß es sich bei der ihm gespielten Komödie um eine, und
nicht um zwei Personen gehandelt habe.
Er besaß Geist genug, nunmehr in mein Lachen
miteinzustimmen und mich mit jedem Vorwurf zu ver-
schonen.

Er sistierte mir noch fünfhundert Mark und meinte
voll harmloser Liebenswürdigkeit, der Witz sei garnicht
mit Geld zu bezahlen. Er bat aber sehr dringend um
meine Diskretion. Ja, er versprach mir noch eine ganz
anständige Summe, wenn ich F. möglichst bald verlassen
würde.

Ich aber, gerührt über die gute Miene, die er zu
dem bösen Spiel machte, verzichtete auf jede weitere Unter-
stützung von seiner Seite, und gab ihm das Versprechen,
binnen drei Tagen den Staub der Stadt F. von meinen
Schuhen zu schütteln.
Darauf schieden wir als gute Freunde.
Graf Z., den Schokoladenonkel, habe ich abweisen
lassen. Es verlohnt sich nicht, sich mit ihm zu beschäftigen.
Ebenso ist es heute dem allzu stürmischen Bankier M.
ergangen. Er hatte sich durch sein Armband nicht ungeschickt
bei mir eingeführt, aber da er die Sache so ernst nimmt
und dringlich wird, mußte er springen. Nun bleibt mir
nur noch mein harmloserer Freund L. Mit ihm will ich

mich noch auseinandersetzen. Die Freude, sein verblüfftes
Gesicht zu sehen, wenn ich mich als das entpuppe, was
ich bin, will ich mir um keinen Preis entgehen lassen.
Ist auch er erledigt, so fahre ich nach München.
* * *

Herr L. hat gestern den Fünfuhr-Tee bei mir eingenommen. Er war in einer so vergnügten Laune, daß ich es nicht über mich bringen konnte, ihm dieselbe zu zerstören. Warum auch? Auf einen Tag länger kommt es doch nicht an. Der gute L. hält sich für einen Eroberer, für einen Teufelskerl, der alle seine Rivalen aus dem Sattel gehoben hat. Er weiß auch sehr gut, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen, und so brachte er mir heute ein reizendes, mit Brillanten besetztes Damenührchen mit, da er in seiner liebenswürdigen Aufmerksamkeit bemerkt hatte, daß mir eine Damenuhr fehlte. Er hat das garnicht weiter merkwürdig gefunden, sondern er schenkte meiner Angabe glauben, daß mir meine Uhr gestohlen worden sei.

Da ich morgen Abend abreisen will, so habe ich ihn gebeten, morgen mit mir hier im Hotel an der Table d'hôte zu speisen, und dann auf meinem Zimmer den Kaffee mit mir einzunehmen. Hier soll die Enthüllungsfeier vor sich gehen. Er war hoch entzückt und schwor mir, daß ich sein ganzes Herz befäße. Die Reise, die er mit mir gemeinschaftlich nach Wien unternehmen will, spukt ihm höllisch im Kopf herum. Er will mir morgen von einem großen Modewarenhaus einige Reisemäntel zur Auswahl senden lassen. Ich soll mir auf seine Rechnung einen Mantel aussuchen, ganz nach meinem Geschmack, ohne Ansehung des Preises.

Ob diese galanten Herren auch ihren legitimen Frauen gegenüber stets von so großer Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit find? Ich glaube Grund zu haben, dies stark bezweifeln zu müssen. Ich höre so oft, wenn einmal einer im Laufe der Unterhaltung auf seine Frau zu sprechen kommt, daß dies in einer wegwerfenden Art geschieht, die fast so klingt, als hätte er vor dieser Frau, die doch die Mutter seiner Kinder ist, geradezu einen Abscheu. Ich las einmal einen Ausspruch, der etwa so

lautete: Die Ehe ist die Feindin der Liebe. Das mag
übertrieben sein, aber ich glaube, daß die Ehe zu mindesten
keine Förderin der Liebe ist. Für mich find das theoretische
Betrachtungen. Ich stehe außerhalb der Reihe derjenigen,
die zur Ehe berufen sind.
* * *

Wenn ich mich jemals in einer fatalen Situation
befunden habe, so war dies gestern der Fall. Ich hatte
mir bis jetzt die Mahlzeiten stets auf meinem Zimmer
servieren lassen, da ich aber meinem Freund L. versprochen
hatte mit ihm an der Table d'hôte zu speisen, so ließ
ich mich um zwei Uhr von ihm zu Tisch führen.
Verteufeltes Pech!
Sitzt da ganz seelenvergnügt der scheußliche Baron,
der mir im Opernhaus den Beweis geliefert hatte, daß
er nicht mit Unrecht im Rufe eines großen Frauenkenners
steht.
Er erhob sich sofort, eilte auf mich zu, und küßte mir
galant die Hand, aber doch mit einer Vertraulichkeit, wie
einer alten Bekannten. Dann stellte er sich dem sehr be-
troffen dreinblickendem Bankier L. vor, der ihn per
Renommé natürlich schon längst kannte.
Herr v. A. bekümmerte sich nicht im geringsten
um unsere Zurückhaltung. Er zeigte sich ganz als
Herr der Situation und ließ ohne weiteres für uns
drei separat decken. Wohl oder übel mußten wir also
seine Gesellschaft mit in den Kauf nehmen. Er ist
übrigens ein brillanter Plauderer. Aber plötzlich, zwischen
allerlei Anekdoten, erzählte er ganz ungeniert, daß ihm
vor einigen Wochen einmal sein Friseur verraten habe,
daß an dem betreffenden Abend ein Herr, ein Varieté-
künstler, so ein Damen-Imitator, die Dreistigkeit haben
würde, als Dame verkleidet, die Oper zu besuchen, in
welcher gerade an diesem Tage eine Gala-Vorstellung zu
Ehren des Großherzogs von X. stattfand. Der Friseur
habe dem Kerl eine Damenperrücke angefertigt und ihn
schon öfter als Dame frisieren müssen. Mein Baron
hörte natürlich kaum diese interessante Neuigkeit, als er auch
sofort beschloß den Schwindler zu entlarven. Er besorgte
sich ein Billet und besuchte die Lohengrin-Vorstellung und
musterte mit Kennerblick den Damenflor. Herr L. hatte
natürlich keine Ahnung, daß die ganze Erzählung des ge-

sprächigen Barons auf mich gemünzt war. Er fragte
den Baron ganz harmlos, ob es ihm gelungen wäre, den
verkleideten Herrn zu entdecken, und der Baron erklärte,
indem er zu mir herüber blickte, ohne weiteres, daß er den
Gesuchten nicht gefunden, daß er vergebens nach dem
sonderbaren Heiligen Umschau gehalten habe.
Ich mußte während seiner Erzählung alle Energie
zusammennehmen, um mich nicht zu verraten.
Wahrhaftig, ich kann mir das Kompliment machen,
daß ich es in der Kunst der Verstellung schon recht weit
gebracht habe. Selbst den anscheinend ganz zufällig
auf mich gerichteten Blicken des Barons und seinem
Herüberblinzeln hielt ich mit eiserner Ruhe stand, und
schließlich, nachdem das Thema von dem verkleideten
Herrn nach allen Seiten hin besprochen worden war, ließ
man es wieder fallen. Dank der Geschwätzigkeit des
Herrn Baron und seiner dringenden Bitte den Kaffee
mit ihm zusammen im Rauchzimmer einzunehmen, schlug
die Stunde des Aufbruchs, ehe wir uns dessen versehen
hatten. Um fünf Uhr wurde mein Bankier in irgend
einer Generalversammlung erwartet und auch der Baron
hielt sich für verpflichtet, ein verabredetes Rendezvous
nicht zu versäumen.
Ich atmete erleichtert auf und eilte auf mein
Zimmer, das ich bis jetzt noch nicht verlassen habe. Heute
vormittag ließ sich der Baron bei mir melden. Ich habe
ihn jedoch nicht angenommen. Seine Zudringlichkeit ist mir
außerordentlich peinlich. Ich war von dem gestrigen, mit ihm
verbrachten Nachmittag, so angegriffen, daß ich meinem Bankier
mitteilte, ich sei heute krank und für ihn nicht zu sprechen.
Er hat mir eine Menge Rosen und den neuesten
Sensationsroman gesandt. Er will sich morgen nach
meinem Befinden erkundigen, er wird mich nicht mehr an-
treffen. Morgen früh, mit dem ersten Zug, werde ich
F. den Rücken kehren. Mein Gepäck ist geordnet,
meine Rechnungen bezahlt. Das Zusammentreffen mit
dem Baron ist mir auf die Nerven gefallen. Der Mann
wäre imstande, mir die Polizei auf den Hals zu hetzen.
Zwar weiß ich nicht einmal mit Bestimmtheit, ob er mich
für den verkleideten Herrn hält, oder ob es mir doch ge-
lungen ist, ihn zu täuschen. Einerlei, er ist ein gefähr-
licher Mensch, der sich nicht mit bloßen Redensarten ab-
speisen läßt, wie die anderen. Er ist auch unverheiratet,

und scheut sich keineswegs vor einem Skandal, im Gegenteil, er würde sich freuen, einen solchen herbeizuführen. Solchen Leuten geht man aus dem Wege.

* * *

Drei Monate sind vergangen, seit ich F. verlassen habe. Welche Irrfahrten, welche Gefahren liegen hinter mir! Eine wahre Sucht nach Abenteuern hatte mich ergriffen. Ich bin von F. nicht direkt nach München gereist, wie ich anfangs beabsichtigte. Ich habe, der Vorsicht wegen, in Nürnberg den Zug verlassen und mich von dort nach Straßburg begeben. Von Straßburg aus habe ich Frankreich einen Besuch abgestattet, besonders zog mich Paris an. Dann habe ich noch eine ganze Reihe deutscher Städte unsicher gemacht.

Überall habe ich gefunden, daß, je größer die Stadt ist, umso leichtgläubiger die Menschen sind. Die Großstädter sind an das Außergewöhnliche, an das Wunderbare derart gewöhnt, daß sie selbst das Unglaublichste nicht in Erstaunen zu versetzen vermag.

Mit ihnen ist viel leichter fertig werden, als mit den Leuten aus mittleren oder gar kleinen Städten, mit denen ich nichts zu tun haben will. London, die größte Stadt, müßte für mich ein wahres Eldorado sein. Aber leider lehrt man auf den Gymnasien die englische Sprache nicht und ohne diese wenigstens leidlich zu beherrschen, hat für mich die Sache keinen Zweck.

Heute sitze ich in Leipzig. Ich habe soeben noch einmal die Aufzeichnungen über den Beginn meiner Abenteuererlaufbahn in F. durchflogen. In F. ließ sich die Sache ganz lustig an, aber nicht immer ging es so glatt ab, wie dort. Schon in Straßburg fing das Trauern an, wie so richtig bereits ein altes Soldatenlied sagt. Dort entging ich mit knapper Not einer Verhaftung. In Paris habe ich mit großem Glück den Kniff von dem schwerzugänglichen „Mädchen aus der Fremde“ angewandt. Im großen und ganzen habe ich viel Glück gehabt. Frechheit, sei sie angeboren oder mit Mühe angelernt, ist ein kostbares Gut. Jetzt stehe ich im Begriff, mein Engagement in Berlin anzutreten. Nun kann auch ich von mir sagen: „Seht her, das bin ich jetzt! Ich habe mein Bankkonto! Ich habe ein Vermögen an Brillanten, ich habe eine Garderobe, wie eine Weltdame, und ich habe Verehrer,

wie eine — Halbweltdame."
—

Betrachtungen am Christ- und am Sylvester-Abend.
—
Es ist Weihnachtsabend. Ich bin wieder in Berlin,
in meiner alten Wohnung. Das Zimmer war
zufällig frei, als ich vor vier Wochen hier anlangte und
ich habe es sofort bezogen, obwohl es klein ist und vier
Stock hoch liegt. Aber ich kenne die Wirtin und die
Wirtin kennt mich und das arme Weib ist froh, wenn es
seine Zimmer vermietet hat. Dabei ist die Vermieterin
eine anständige Person, was man nicht von allen Zimmer-
Vermieterinnen sagen kann. Als ich in meiner eleganten
Damen -Toilette vor ihr stand, erkannte sie mich zuerst nicht,
und da ihrem geübten Blick die Sache nicht ganz richtig
vorzukommen schien, hätte sie mich wohl gar abgewiesen,
wenn ich nicht rechtzeitig mein Inkognito gelüftet hätte.
Das Weihnachtsfest birgt für viele Menschen die
schönsten Erinnerungen aus der Kinderzeit und diese
Erinnerungen umgeben in ihren Augen dies Fest mit einem
Glorienschein, der unverwischbar bleibt. Für mich birgt
dies Fest keine Erinnerungen, die es mir besonders lieb
und wert machen könnten. Im Elternhause empfand ich
an diesem Abend, mehr noch als sonst, daß ich hinter
meinen Bruder zurückgesetzt wurde, und die Lieblosigkeit
meiner Mutter erpreßte mir abends, wenn ich in meinen
Bett lag, bittere Tränen.
Und seit ich in der Fremde bin, seit ich mich unter
das „fahrende Volk" gemischt habe, habe ich auch keine
Weihnachtsabende aufzuweisen, die mir den Christkind-
Zauber näher gebracht hätten. Wir treten an dem Abend
auf, oder wir treten nicht auf, je nachdem, wie das gerade
in der betreffenden Stadt oder in dem Etablissement
Brauch ist. Mir hat niemals jemand an diesem Abend
den Weihnachtsbaum angezündet. Die verheirateten
Artisten widmen sich ihren Familien und die unverheirateten
Kollegen gehen zu ihren Geliebten oder in gewisse Kneipen,
in denen sie Stammgäste sind und wo ihnen vom Wirt
ein Weihnachtsbaum mit vielen Lichtern angezündet wird.
Sie revanchieren sich durch kleine Geschenke und den ver-
mehrten Konsum von Wein und Bier.

Ich habe mich nur einmal an so einer gemein-
samen Weihnachtsfeier beteiligt und ihr keinen Geschmack
abgewinnen können. Noch weniger Freude kann ich mir
von einer Beteiligung an einer Weihnachtsfeier ver-
sprechen, die von den Leuten, denen ich mich zu-
rechnen muß, veranstaltet wird. Hier in Berlin, wo
die sogenannten Homosexuellen unter sich ganz ge-
schlossene Zirkel bilden und alle Feste, sowohl die kirchlichen, als
auch die Familienfeste innerhalb dieser Vereinigungen ge-
meinsam begangen werden, wäre es für mich leicht gewesen,
mich an einer solchen Feier zu beteiligen. Aber, so gern ich
einmal ein lustiges Tanzkränzchen oder eine Kabaret-Vor-
stellung der mir Gleichgearteten besuche, so ungern beteilige
ich mich an Festen, die in jedem der Teilnehmer traurige
Erinnerungen auslösen. Über diese kann keinem hinweg-
geholfen werden und selbst die Späße des einen oder
des anderen, der mit erzwungener Luftigkeit eine fröh-
lichere Stimmung zu erzeugen bestrebt ist, haben nur für
kurze Augenblicke Erfolg.
Wenn ich heute zurückblicke, auf die Ereignisse des
letzten Jahres, so tue ich das mit dem bangen Herz-
klopfen eines Kaufmannes, dessen Jahresbilanz ihm seinen
Bankerott anzeigt.
Es genügte mir nicht, den Leuten von der Bühne
herab, mich als Weib zu präsentieren und wie ein solches
zu tanzen und zu singen. Das, sagte ich mir, können
andere auch. Mein Ehrgeiz ging weiter. Ich wollte auch
im Leben die Rolle spielen, die ich mir für die Bühne
einstudiert hatte. Und ich habe das mit Erfolg getan.
Ich habe Leute gefunden, die mich unechtes Weib für echt
hielten und mich besitzen wollten. Diese Narren wurden
willig zahlende Opfer. Nur selten ist es mir passiert,
daß eines derselben aufsässig wurde, wenn ich meine
Maske fallen ließ, oder, wenn ich — was auch vor-
gekommen ist — gegen meinen Willen vorzeitig „entlarvt“
wurde. Auf Kosten dieser begehrlichen Männer, die einen
Ehebruch begehen, als ob es sich um eine ganz selbst-
verständliche Sache handele, habe ich mich bereichert, das
ist wahr. Ich stehe in gewisser Beziehung niedriger, als
die Dirne, die sich für Geld verkauft. Sie ist im
Vergleich zu mir ein ehrliches Geschöpf, denn ihr Handel
vollzieht sich nach den Gebräuchen, nach welchen jedes
Geschäft abgeschlossen wird. Hier die Ware — da das

Geld. Ich nahm das Geld ohne Gegenleistung. Ach, und so oft machte ich mich obendrein noch über die Dummköpfe lustig, die mir in das Garn gegangen waren.
Ich bin ein anderer geworden, in der Zeit, in welcher ich von Berlin fort war. Berlin ist die Stadt geblieben, die die Nacht zum Tage macht, das lebenstolle, heitere, reiche Berlin, die glänzendste unter den Städten des deutschen Reichs.
Heute sehe ich dies Berlin mit anderen Augen an, als damals, als ich glaubte, man habe hier nur auf mich und meinen Roman gewartet. Wie töricht, wie Endlich war ich damals! Und doch, ich möchte noch einmal die unwissende, kindliche Einfalt besitzen, in der ich mir einbildete ein Titan zu sein, in der ich wähnte, die Welt verbessern zu können, in der ich glaubte, ein zweiter Messias zu werden.
Man hat mir meine Ideale mit rauher Hand zertrümmert! Ich mußte lernen, mich selbst verleugnen. Ich bin das geworden, was ich werden mußte und was sie alle werden müssen, die zu ewiger Verstellung und Heuchelei gezwungen sind, der eine mehr, der andere weniger — Lügner, Schwindler.
Gegen andere ist mir das Lügen zur Gewohnheit geworden, gegen mich aber will ich offen sein. Ich mache mir über mich keine Illusionen mehr.
Und doch bereue ich nicht, was ich getan habe.
Selbst heute abend nicht, am Abend des Christfestes, an dem ich mich, was lange nicht der Fall war, einmal wieder mit mir beschäftigte. Die Beschäftigung ist nicht erfreulich, aber darin bin ich nicht verwöhnt, das ist sie fast nie gewesen. Ich bin ein Lügner und Betrüger.
Ein Lügner war ich schon früher — unbewußt, jetzt bin ich ein solcher ganz bewußt und ein Betrüger dazu. Ich bin mir darüber ganz klar, ich weiß, wie man das bezeichnet, was ich getan habe. Aber ebenso klar bin ich mir darüber, daß ich nichts bereue. Ich kann es nicht.
Würde ich so tun, es wäre Heuchelei gegen mich, und gegen mich will ich doch immer ganz offen bleiben.
Warum ich nichts bereue und warum ich weiter auf dem Wege gehen werde, der zum Abgrund führen muß, das weiß ich selbst nicht, aber ich weiß, daß ich muß. Diese, von mir eingeschlagene Schwindlerlaufbahn hat mir das Gut genommen, auf das ich früher einmal stolz war, und

das ich mir früher für immer zu erhalten gedachte, die
Achtung vor mir selbst. Aber die hat schon einen starken
Knacks erhalten, als mich der Hunger zwang, mich aus-
zustellen. Hätte ich damals den Mut gehabt, mich zu
töten, dann hätte ich die Achtung vor mir selbst mit ins
Grab genommen. So aber ist sie mir flöten gegangen.
Schade drum, aber selig ist, wer vergißt u. s. w.
Nun, das eine weiß ich, nicht die Sucht nach
Reichtum und Glanz, erklärt allein meine Abenteuerlust,
diese Abenteuerlust, die sich in Lug und Schwindel
austobt.
O, nein, es lebt in mir ein Drang, ein undefinierbares
Sehnen, das nur auf kurze Zeit zu stillen ist, oder besser gesagt,
sich betäuben läßt, und das ist jedesmal zu der Zeit der Fall,
wenn ich mich in eins meiner unechten Liebesabenteuer
gestürzt habe, das mich dann vollkommen in Anspruch
nimmt, das, wenn auch nicht mein Herz, so doch meinen
Verstand beschäftigt, und meine Nerven in eine Aufregung
und Spannung versetzt, die mir unentbehrlich geworden ist.
Diese ungestillte Sehnsucht, die in meiner Brust
wohnt, klage ich an! Sie hat mir die Achtung vor mir
selbst gekostet! Sie hat mich zum Schwindler gemacht!
Sie stürzt mich von einer Gefahr in die andere! Ich
kenne sie und ich fürchte sie, aber ich kann ihrer nicht
Herr werden! Ich weiß es, diese Sehnsucht, wird
sich nie erfüllen, sie ist der Drang nach dem,
was Mensch und Tier gestattet ist, ja, zur Notwendigkeit
wird, der Drang nach betätigender Liebe und dessen
Stillung mir versagt ist.
Ich bin mir über meine Gefühle klar geworden, in
mancher schlaflos verbrachten Nacht, in der ich mich ver-
zweifelt in meinem Bett hin- und hergeworfen habe, mein
Leben verfluchend und den Tod herbeisehnend.
Ach, die Liebe, die unsere größten Dichter so schön
besungen haben, die dem Menschen das höchste, das voll-
kommenste Glück zu bringen vermag, die kann in der
Brust desjenigen zu einem Höllenbrand werden, der sich
ausgestoßen fühlt, aus der Reihe der Seligen, die sich ihr
hingeben dürfen mit Leib und Seele.
Ein strenges Gesetz bestraft denjenigen mit Gefängnis
und mit dem Verlust seiner bürgerlichen Ehrenrechte, der,
wie ich geartet ist, und der, einem inneren Naturtrieb
folgend, nicht das Weib, sondern den Mann lieben muß.

Ach, ich meine ja mit dieser Liebe nicht, wie man vielfach
annimmt, die Begehung oder auch nur die Absicht der
Begehung einer jener ekelhaften Handlungen, wie man sie
uns so gern nachsagt, die den Abscheu gegen uns hervor-
gerufen haben und wach erhalten. Uns wird unsere Ver-
anlagung gefahrvoll, wenn wir uns nur nach einem Kuß,
nach einer Umarmung desjenigen sehnen, den wir lieben,
denn das Gesetz kann in diesem Kuß, in dieser Umarmung
ein Verbrechen sehn. Es kann annehmen, daß wir beab-
sichtigten, mit diesem Kuß oder dieser Umarmung unsere
Sinnenlust zu befriedigen, und darauf steht strenge Strafe.
Um sich zu vergegenwärtigen, was das für uns
heißt, muß man bedenken, daß bei uns die Natur in
einen männlichen Körper die weibliche Psyche gelegt hat.
Wenn wir den Mann lieben, so tun wir dies, weil wir
zu ihm in demselben Verhältnis stehen, wie das wirkliche
Weib. Dasselbe Vergehen, aus dem uns ein Strick ge-
dreht werden kann, wird tagtäglich millionenfach begangen
von Männern an Frauen, von Frauen an Männern,
indem sie sich küssen oder sich umarmen. Wir werden
für das bestraft, was bei allen anderen ganz
natürlich gefunden wird, und das, solange es noch
Burschen und Mädchen und Dichter gibt, in Liedern
gefeiert und besungen werden wird. Wir aber werden
durch das Gesetz dem Heer der Erpresser ausgeliefert, das
aus unserem Unglück reiche Gewinne zieht.
Die Behörden kennen das Treiben dieser Erpresser,
sie wissen, mit welcher Zähigkeit sie sich an ihre Opfer
anklammern und sie wissen auch, welche Kniffe von diesen
Leuten angewandt werden, um einen Fall zu konstruieren,
der es ihnen ermöglicht, ihr Opfer fest in die Hand zu
bekommen. Und doch wird jeder Anzeige zuerst Glauben
geschenkt und der Beschuldigte wird in eine Untersuchung
verwickelt, die ihn, selbst wenn er seine Unschuld beweisen
kann, für sein ganzes Leben brandmarkt. So ist die
Polizei, so ist das Gesetz, Werkzeug und Waffe einer
Sorte von Banditen, die weit niedriger zu bewerten ist,
als der Einbrecher und Wegelagerer.
Mir selbst, dem man, wie Herr Wehldorf sagte,
schon auf hundert Schritt ansieht, daß ich, „so einer“
bin, ist es natürlich schon mehr als ein dutzendmal passiert,
daß sich Erpresser an mich heran gemacht haben.
Je nach der Situation habe ich mich losgekauft,

oder ich bin mit zur Polizeiwache gegangen. Mein Beruf
bringt es mit sich, daß ich nicht zu leugnen brauche, daß
ich auch „so einer“ bin, findet man doch gerade unter
den Artisten viele meinesgleichen. Oft entflieht der
Erpresser, wenn er sieht, daß sein Opfer allen Ernstes
den Weg zur Polizei nicht scheut, manchmal aber, ist er
auch hartnäckig genug, seine erlogenen Behauptungen vor
der Polizei zu wiederholen, und dann erwachsen dem
Angeschuldigten Unannehmlichkeiten in Menge.
Einmal verdankte ich es nur einem Zufall, daß ich
vor einer langen Untersuchungshaft bewahrt blieb. Einer
dieser sauberen Gesellen hatte sich in die Nähe einer Bedürfnisanstalt postiert, und als ich arglos dieselbe besuchte, folgte er mir, und — da wir beide allein waren
arrangierte er schnell den Trick mit der aufgerissenen
Hose. Er verlangte mein Portemonnaie, meine Uhr und
meine Ringe, wenn ich mir Unannehmlichkeiten ersparen
wolle. Ich bot ihm zwanzig Mark, aber der freche Patron
wies dieselben zurück und da ich nicht mehr opfern wollte,
rief er nach einem Schutzmann. Bald befand ich mich,
von dem Erpresser und einem Schutzmann eskortiert, auf
dem Weg zur Polizeiwache. Zu meinem großen Glück
sah ein Herr meinen Transport und erriet den Zusammenhang. Ihm selbst war einige Tage vorher an
demselben Ort dasselbe Abenteuer mit demselben Menschen
passiert, damals hatte er, um allen Weitläufigkeiten zu
entgehen, die Forderungen des Erpressers bewilligt, und
war so von ihm los gekommen. Jetzt folgte dieser Herr
uns unbemerkt bis auf die Polizeiwache, und dort beantragte er die Verhaftung des Erpressers, die auch sofort
vollzogen wurde. Der Ankläger war nämlich ein in der
Stadt ansässiger, sehr geachteter Herr. Mir, dem fahrenden Artisten, würde man kaum geglaubt haben.

Noch heute gedenke ich des Herrn mit inniger Dankbarkeit, er hatte, als an ihm die Erpressung vorgenommen
wurde, lieber ein großes Opfer gebracht, als sich, als ein
Mann bloßgestellt, der kein wirklicher Mann war. Als
er aber sah, daß auch ich ein Opfer des Erpressers geworden war, ließ er alle Rücksichten fallen und rettete
mich. Man findet diesen Mut bei den sogenannten
Homosexuellen nicht häufig.
Es ist spät geworden. Ich will meine Betrachtungen

für heute schließen. Wie viele glückliche Kinder mag der
heutige Abend im Glanz der Weihnachtskerzen gesehen
haben, sie werden jetzt in ihren Betten von den schönen
Sachen träumen, die sie von lieber Hand geschenkt
erhielten. Was für Träume wird mir die Nacht bringen?
* * *

Ich habe heute auch mein Weihnachtsgeschenk erhalten.
Kurt hatte gehofft, es würde noch am Weihnachtsabend
in meine Hände gelangen, nun hat es mir der Postbote
erst heute, am zweiten Weihnachtstag, gebracht. Das
Geschenk ist ein gemeinsames Bild von ihm, sein er Frau
und seinem Stammhalter. Ein lieber, guter Brief begleitete
die Gabe. Wie glücklich sehen die drei auf dem Bild
aus. Der dicke, kräftige Bub, die selig lächelnde Mutter,
die ihn auf den Armen hält, und der frohgemute
Kurt. Ich kann meinen Blick von den dreien nicht wenden.
Wäre ich ihnen nicht so gut, ich könnte sie beneiden.
* * *

Ich hatte längere Zeit über wenig mit Kurt
korrespondiert. Er war mir etwas aus dem Gedächtnis
geraten, ich wollte auch gar nicht an ihn denken. Ihm
mitzuteilen, was ich über mich erfahren hatte, dazu hatte
ich mich auch nie entschließen können, denn er ist von
denselben Vorurteilen befangen, wie alle normalen
Menschen. Er kannte aber meine alte Berliner Adresse
und ein Zufall wollte es, daß ich mich gerade wieder in
meiner früheren Wohnung befand, als sein Brief und die
Photographie anlangten. Über mich hatte ich ihm früher
einmal mitgeteilt, daß ich Reisender in einem Seiden-
warenhaus sei. Von meiner Artistenlaufbahn und allem,
was drum und dran hängt, hat er keine Ahnung. Er
würde es nicht verstehen, wie ich dazu kommen konnte, diesen
Beruf zu ergreifen.
Heute habe ich ihm geschrieben, welche Freude er
mir mit seiner Weihnachtssendung bereitet hat. Wie
groß diese Freude gewesen ist, wird er wohl kaum ermessen
können. Wie wohl einem doch das Bewußtsein tut, daß
es noch einen Menschen gibt, der an uns denkt und an
uns glaubt.
* * *

Morgen trete ich zum letzten Mal in Berlin auf.
Mein Engagement ist nicht prolongiert worden. Einige andere Angebote habe ich ausgeschlagen. Ich habe keinen Gefallen mehr an diesem Tanzen und Springen in Weiberkleidern auf der Bühne herum. Kurts Brief und das Bild haben mich aufgerüttelt. Das sind Menschen! Ich verdiene kaum diesen Namen, ich bin eine Puppe, ein Hanswurst. Wenn ich nun doch noch einmal den Versuch machte, aus dem Leben herauszukommen, welches ich die letzten Jahre über geführt habe! Wenn ich alle meine Energie zusammen nehme, wenn ich, anstatt in Weiberkleidern zu schwindeln, in Männerkleidern mich einer ernsten Arbeit widme, ob ich dann nicht doch noch zurück könnte! Ich bin ja heute nicht mittellos, ich bin ja heute nicht gleich dem Hunger preisgegeben, wenn es mir nicht sofort gelingen sollte, festen Fuß zu fassen.
Ach, heraus aus diesem Sumpf!
Einmal wieder freie, frische Luft schöpfen, welche Wohltat wäre das!
* * *

Heute ist Sylvesterabend.
Die Vorstellung wurde früher als sonst beendet.
Ich habe bereits meine Gage erhalten. Vielleicht ist der heutige Abend der letzte meiner Artistenlaufbahn gewesen. Was ich anfangen werde, weiß ich noch nicht. Nur das eine weiß ich, daß ich arbeiten will. Irgend etwas, eine rechtschaffene, ehrliche Arbeit suche ich. Ich will Kurt offen in die Augen sehen können, wenn wir uns einmal begegnen sollten. Und ich sehne mich nach einem Wiedersehen mit ihm. Darum habe ich ihm auch gleichzeitig mit meinem Neujahrswunsch geschrieben, daß ich im Januar Ferien habe. Vielleicht versteht er den Wink.
Ach, da draußen auf dem Land wird meine Seele den Frieden finden, dem sie seit Jahren nachgejagt ist, aber der ihr in dem Gewühl der großen Städte nie werden wird.
Kurt, solltest du noch einmal mein Retter werden, mein Retter vor mir selbst!?
Ihr drei auf dem Bild strahlt ein Glück aus, das auf die übergeht, die sich in seinem Anblick versenken.
Ach, was wißt ihr von dem Schmutz, durch den ich gewatet bin! Aus ihm will ich mich zu euch flüchten.

Ich bitte euch, nehmt mich auf!

– –

Ich habe auch während meines jetzigen Aufenthaltes
in Berlin wieder oft in den Kreisen verkehrt, denen ich
nun einmal zugehöre. Dieser schnelle Anschluß an dieselben
ist nur in Berlin möglich, wo die sogenannten Homo-
sexuellen gewissermaßen eine feste Gemeinde unter sich
bilden, die sich wieder in zahlreiche kleinere Zirkel teilt.
Aber sei es, daß ich durch meine lange Abwesenheit
von Berlin, dem Verkehr mit ihnen entfremdet worden bin,
oder daß ich jetzt einen klareren Blick und ein geschärfteres
Ohr besitze, kurzum, vieles, was mir seinerzeit nicht sonderlich
auffiel, ist mir jetzt nicht entgangen. Seinerzeit flüchtete
ich zu ihnen, als ich mich von den anderen Menschen
ausgestoßen wähnte, sie erschienen mir in meiner Seelennot
als Gleichgesinnte, als Freunde, als Brüder, jetzt möchte
ich diese Bezeichnungen doch nicht mehr so verallgemeinern,
als damals.
Ich habe unter ihnen viele kennen gelernt, die in
hohem Grade meine Achtung, meine Bewunderung wach-
gerufen haben, ich habe aber auch genug kennen gelernt,
denen ich in weitem Bogen aus dem Wege gehe.
Die weibliche Psyche ist millionenfach verschieden, und
diese Verschiedenheit läßt es wohl erklären, daß man die
Frau ein ewig ungelöstes Rätsel nennt. Die Psyche der
Homosexuellen, ist ganz ähnlich der des Weibes, in allem,
auch in ihrer millionenfachen Verschiedenheit. Und so
kommt es, daß ich unter ihnen Menschen kennen lernte,
die alle die Tugenden des hochherzigen, edlen Weibes in
ihrer Brust tragen, die liebevolle Ausopferung, das hohe
Pflichtgefühl, die verzeihende Nachsicht gegen andere.
Diese Menschen sind anbetungswürdig. Einzelne von
ihnen haben Großes geleistet und ihre Namen werden noch
von der Nachwelt rühmend genannt werden. Viele von
ihnen sind als Erzieher der Jugend an dem Platz, für
den die Natur sie geschaffen zu haben scheint. Ihre liebe-
volle, man kann sagen, mütterliche Fürsorge für ihre
Schüler, bedingt es, das diese sie aufrichtig verehren,
und das gewissenhafte Eindringen in den Charakter eines
jeden ihrer Schüler, zeitigt Resultate, die an das Wunder-
bare grenzen. Das sind die edlen Dulder, die ihre Ver-
bitterung überwunden, die sich durchgerungen haben, und
die nun ihr Leben damit verbringen, anderen zu nützen,

während sie selbst für sich nichts beanspruchen.
Diesen gegenüber stehen in unzähligen Abstufungen diejenigen, die nie entsagen lernen werden, die sich aufbäumen gegen die Ungerechtigkeit der Natur und der Menschen. Viele von ihnen machen, des ewigen Kampfes mit den Vorurteilen der Menschen müde, mit sich selbst, ein vorzeitiges Ende, viele kämpfen ihr ganzes Leben lang. Das ist ein Kampf gegen das Gesetz. Sie kämpfen mit unterschiedlichem Glück, manche werden nie gefaßt, die meisten aber ereilt früher oder später das Gefängnis.
Andere aber, und auch deren Zahl ist nicht klein, ergeben sich der Prostitution. Ob das auch ein Erbteil der weiblichen Psyche ist? Zeitigt die Prostitution beim Weib einen Zustand, dem man trotz aller Verachtung ein gut Teil Mitleid nicht versagt, so wirkt die männliche Prostitution gemein, scheußlich, ekelhaft. Dieselben Abstufungen, wie sie sich bei der weiblichen Prostitution zeigen, gewahrt man bei der männlichen. Wie man bei jener, von der eleganten Kokotte bis zu der in Lumpen gehüllten Straßendirne, eine ganze Reihe von Klassifizierungen vornehmen könnte, so auch bei dieser, vom eleganten im Zylinder und in Lackstiefeln einhertänzelnden Dandy, bis herunter zum schäbigen, abgerissenem Karreeläufer, dem es im Sommer nichts ungewohntes ist, seine Nächte unter freiem Himmel zuzubringen, und der sich im Winter auch einmal dazu versteht, Schnee zu schaufeln oder Kohlen zu tragen, wenn ihn in seinem Geschäft der Erfolg im Stiche läßt.
Es ist traurig, daß gerade diese männliche Prostitution denjenigen Recht zu geben scheint, die den § 175 des Strafgesetzbuches für notwendig halten. Aber sie sollten doch bedenken, daß es ungerecht ist, für die Verfehlungen einzelner, alle diejenigen büßen zu lassen, die zu dem „Dritten Geschlecht“ gehören. Der wachsamen Sittenpolizei find die Anhänger der männlichen Prostitution ebensogut bekannt, wie die Vertreterinnen der weiblichen. Aber in der gesetzlichen Behandlung dessen, was beide als ihr Gewerbe betrachten, tritt eine große Verschiedenartigkeit zu Tage. Die weibliche Prostituierte wird unter strenge polizeiliche Observanz genommen, eine große Anzahl von Vorschriften, deren Befolgung für sie eine Unmöglichkeit ist, sorgt dafür, daß die Polizei, fast nach Belieben, Strafen größeren oder geringeren Umfangs über

sie verhängen kann. Für das, was sie tut, wird sie
verantwortlich gemacht, sie, der passive Teil. Anders
verhält es sich bei der männlichen Prostitution. Bei
dieser wird nur der aktive Teil zur Rechenschaft gezogen
und der passive kann daher leicht zum Erpresser an dem-
jenigen werden, dessen Verführer er war.
Ach, das find nun Betrachtungen, die ich am
Sylvesterabend anstelle, während man draußen dem neuen
Jahr entgegenjubelt.
Die Glocken läuten von den Türmen und das wüste
Geschrei, mit dem alljährlich unter den Linden und in der
Friedrichstraße das alte Jahr zu Grabe getragen und
das neue angejubelt wird, dringt bis in meine stille
Stube.
Vor mir, auf dem Schreibtisch, steht das Bild
Kurts, seiner Frau und seines Kindes. Euch winke ich
zu! Euch wünsche ich von ganzem Herzen ein glückliches
neues Jahr!
* * *

In der Nacht ist ein herrliches Frostwetter ein-
getreten, ein leichter Schneefall verleiht Berlin das rechte
winterliche Gepräge.
Mein Herz jubelt. Ich möchte es allen Leuten zu-
rufen: „Seht her, dieser Mann, dieser Kurt Rosenstock
hat mich eingeladen, vier Wochen im Kreise seiner Familie
zu verbringen!“
Ach, dort werde ich Heilung und Gesundung finden.
Lieber Gott, dem größten Sünder soll ja, wenn er Buße
tut, verziehen werden! Warum sollte es für mich zur
Umkehr zu spät sein?
* * *

Übermorgen reife ich. O, wie freue ich mich auf
diese Reise! Ich habe mir das Haar kürzen lassen und
die Härchen, die mir auf der Oberlippe sprossen, sind
nicht mehr wegrasiert worden, seit ich den Entschluß ge-
faßt habe, Kurt zu besuchen. An jedem Morgen be-
trachte ich liebevoll diese winzigen blonden Stoppeln, für
deren sorgfältige Rasur ich bisher ängstlich sorgte. Das
war damals, als ich noch in den Unterröcken einherging.
Wie lange liegt die Zeit hinter mir. Jetzt möchte ich
gern in wenigen Tagen diese Härchen zu einem mächtigen

Schnurrbart entwickeln. O, nur Geduld, er wird schon
kommen. Ich habe mir derbe Stiefeln gekauft, aus-
wattierte Röcke und einen Pelzmantel, der meiner Gestalt
einen Umfang verleiht, der imposant wirken muß.
Meine Ringe lasse ich hier bis auf den einen, den
Kurt mir einst auf dem Gymnasium geschenkt hatte. Der
Türkis ist noch blau, die Freundschaft also noch echt.
Alle Weiberkleider find sorgfältig verpackt, meine
Wirtin behält sie in Obhut und ich ziehe nach dem
Süden in eine reinere Luft.
* * *

Ich zähle die Stunden bis zu meiner Abreise.
Morgen um diese Zeit bin ich schon längst unterwegs.
Der Zug fährt vom Anhalter Bahnhof ab, ich muß
schon vor acht Uhr dort sein. Ich werde in der Nacht
nur wenig schlafen, weil ich in steter Angst bin, ich könnte
den Zug versäumen. Ich bin wirklich so nervös, wie ich
mich nicht erinnere früher je gewesen zu sein. Wo ist
heute meine Kaltblütigkeit hin, auf deren Besitz ich mir
so viel einbildete!
Ach, ich komme mir jetzt schon vor, wie ein ganz
anderer. Ich werde wochenlang mit Menschen verkehren,
die mich lieben, und denen ich Liebe, Verehrung und
Dankbarkeit entgegenbringe. So mal wieder Mensch
unter Menschen sein zu dürfen, ganz gleichberechtigt, was
ist das doch für ein kostbares Gefühl.
– –
Ich weiß nicht, ob das, was ich meinem Tagebuch
in der Christnacht und in der Sylvesternacht anvertraut
habe, den Beifall derer finden würde, die es zunächst
angeht. Wenn ich das, was ich geschrieben habe, in einer
unserer Versammlungen vortragen würde, ich würde wohl
auf manchen Widerspruch stoßen und auch aus den Reihen
unserer Gegner dürfte ich nicht auf Beifall zahlen. Aber Papier
ist geduldig, so kann ich auf ihm, unwidersprochen, den Ge-
danken Raum geben, die meine Seele erfüllen und Erklärungen
suchen für Dinge, die mich naturgemäß eifrig beschäftigen.
Ich bin kein Weltreformer. Die Tage, an denen
ich an mich glaubte, gehören der Zeit an, in der ich noch
der „reine Tor“ war, der die Welt und die Menschen
mit hellen Kinderaugen ansah. Ich habe nie in unseren
Versammlungen gesprochen, und die Ansichten, die ich mir

gebildet habe, habe ich für mich behalten.
Nur eine ist es, die werde ich vielleicht einmal
öffentlich vertreten. Ich weiß nicht einmal, ob sie ganz
neu ist, aber es gibt wohl kaum etwas, was andere vor
uns nicht auch schon gedacht hatten, und selbst auf die
Gefahr hin, daß mich jemand des Plagiats zeihen würde,
wäre ich imstande, diese Ansicht zu veröffentlichen.
Vielleicht würde ein anderer, der eine weiter schallende,
stärkere Stimme besitzt, den Gedanken aufgreifen. Die
Sache verdient es wohl, ernst genommen zu werden.
Es gibt Vorgänge im Seelenleben einer jeden Frau,
die ein Mann nie verstehen wird. Der Mann bleibt ein-
seitig, auch wenn er sich noch so eindringlich und ernst
mit dem Studium eines Frauencharakters beschäftigt.
Diesen ganz ergründen zu können, das ist nur der Frau
vorbehalten. Aber auch nur derjenigen, die über den
künstlich eng gehaltenen Gesichtskreis der meisten Frauen,
hinaus, sich einen unparteiischen Blick für das Leben
anerzogen hat. Die moderne Frauenbewegung wird
fordern müssen, daß eine solche Frau in dem Tribunal
vertreten ist, das über Vergehen und Verbrechen, die einer
Frau zur Last gelegt werden, zu Gericht sitzt. Eine solche
Frau wird auf die Beurteilung des Falles von seiten
der Richter aufklärend einzuwirken vermögen.
Dies Recht der Frau müßte auch uns werden.
Was in unserer Brust vorgeht, unsere Gefühle und
Empfindungen kann weder Frau noch Mann verstehn, sicher
ist unser Seelenleben noch komplizierter, als dasjenige
der Frau. Und dann — wer versucht es denn auch uns zu
verstehen? Der Umgang mit uns ist so wenig verlockend,
daß sich niemand die Mühe gibt, uns verstehen zu lernen.
Darin sind wir weit schlechter gestellt, als die Frau.
Aber auch über unsere Verbrechen sollte nur zu
Gericht sitzen, wer die Motive, aus denen sie ent-
sprungen sind, verstehen kann. Und das kann nur einer der unsrigen.
Ach, vielleicht kommt noch einmal die Zeit, in
der man auch uns mehr Mitleid und Duldung zeigt, in der
man in uns Unglückliche sieht, die keine Schuld an ihrem
Unglück tragen. — —
Doch wozu jetzt Betrachtungen herauf beschwören,
die dazu angetan sind, einem den guten Mut zu nehmen.
Ich will glücklich sein, und ich werde glücklich sein,
ich fahre ja morgen zu meinem Retter.

—

Bei Kurt Rosenstock.

—

Wie stattlich sah er aus, als er mich am Bahnhof in
Empfang nahm. Er hob mich in den Schlitten
hinein, fast als wäre ich ein Kind.
Trotz meines dicken Pelzmantels komme ich mir ihm
gegenüber doch recht klein und zimperlich vor.

Heißa, mit Schellengeläute ging es durch den hohen
Schnee die Landstraße entlang.
An der Schwelle des Herrenhauses begrüßte uns
Frau Sybille. Um wie vieles hübscher und sympathischer
ist sie doch noch in Wirklichkeit, als auf dem Bild. Sie ist
nur um eine Hand breit kleiner als Kurt, so ein echtes
Germanenweib, groß, blond, blauäugig, lieb und treu.
Man muß diese Frau ansehen, wenn man die Hochachtung
vor dem Weib verloren hat, dann wird man sie wieder
erlangen. Der Junge, der nach seinem Großvater den
Namen Gebhard erhalten hat, aber von allen nur Gebb
genannt wird, macht zwar erst seine ersten Geh versuche,
fühlt sich jedoch schon ganz als Herr im Hau se. Und
tatsächlich ordnet sich ihm alles unter, selbst sein Vater.
Mir hat man ein schönes Eckzimmer angewiesen,
von dessen Fenstern aus ich auf weite. beschneite Fluren
sehe, durch die sich quer hindurch eine lange, von
Bäumen eingesäumte Chaussee hinzieht. Im Hinter-
grund schließen bewaldete Berge das stille, friedliche Panorama ab.
In diesem reinen, blendend weißen Schnee, der sich
wie ein großes Plantuch vor mir ausbreitet, ist kein
einziger Fußtapfen zu sehen, das kommt mir Großstädter
vor, wie etwas ganz neues, noch nie gesehenes.
* * *

Wir hatten uns viel zu erzählen, und wir haben
das nach dem Abendessen, beim trauten Schein einer
Petroleumlampe, auch ausgiebig getan, Frau Sybille saß
dabei und hörte aufmerksam zu. Sie betrachtet mich
manchmal verstohlen, mit einem leichten Lächeln auf den
Lippen. Sie mag es wohl nicht recht fassen, daß dieser
große, starke Kurt gerade an so einem blonden, schmächtigen

Bürschchen seinen Gefallen fand, und daß er gerade diesen
zu seinem Freund erhob und ihm in Freundschaft treu
geblieben ist.
Auch Kurt war, als er mich am Bahnhof in
Empfang nahm, etwas erstaunt, daß ich mich so wenig
zum Mann entwickelt habe, er meinte, ich sähe noch ganz
so aus, wie damals auf dem Gymnasium, als er mich
hinter der Post zum Spaziergang erwartete. Nun, etwas
größer bin ich seitdem doch geworden, aber das hat er in
seiner Freude ganz übersehen.
* * *

Ich habe bei Tisch Angewohnheiten angenommen,
die lächerlich erscheinen müssen. Ich muß besser auf mich
achten. Ich muß mich von ihnen völlig emanzipieren.
Das kommt davon, wenn man solange die Dame gespielt
hat, da ist es schwer, sich gleich wieder in der Herrenrolle
zurecht zu finden.
* * *

Kurt will, daß ich mich an einer Treibjagd be-
teilige. Diese Treibjagd soll übermorgen stattfinden.
Gestern bin ich mit ihm ausgeritten und heute
fühle ich mich nach diesem Ritt, wie zerschlagen. Ich
habe früher oft diejenigen beneidet, die auf stolzen Rossen
hochmütig an den Fußgängern vorüber traben. Heute
beneide ich sie nicht mehr. Heute empfinde ich ein auf-
richtiges Mitleid mit ihnen. Ich kann mich kaum setzen,
und wenn ich sitze, vermag ich nicht wieder aufzustehen.
Kurt lacht über mich. Er sagt, das gäbe sich mit der
Zeit. Aber ich glaube nicht, daß dies bei mir der Fall
sein wird. Frau Sybille fühlt Mitleid mit mir, sie hat
mir Hirschtalg gegeben.
* * *

Mein Gott, war das heute ein Tag. Um sechs
Uhr früh, bei völliger Dunkelheit bestiegen wir den
Schlitten. Kurt hatte mir hohe Stiefel aufgenötigt, die
mir um das mehrfache zu groß waren. Die Hohlräume
in denselben waren von mir bestens mit Taschentüchern
und Strümpfen ausgestopft, was aber nicht verhinderte
daß ich mich in diesen Stiefeln nur mit Mühe von W
Zimmer herunter bis zum Schlitten bewegen konnte.

Mein Jagdkostüm vervollständigte ein dicker Pelzrock meines Gastgebers, und eine Jagdmütze, unter welcher mein Kopf fast vollständig verschwand. Das Schlimmste war, daß mir Kurt ein wirkliches Gewehr in die Hand drückte. Er hat mich zwar schon mehrfach in der Handhabung eines solchen unterrichtet, und ich habe auch, meinen Mut zusammennehmend, seinen Willen getan und ein paar Schüsse abgegeben, aber es gehört wirklich die ganze Verblendung Kurts dazu, um zu glauben, daß aus mir jemals noch ein großer Schütze werden wird. Aber er ist einmal so, was er sich wünscht, das glaubt er. Ich glaube, er denkt sogar, ich würde hier auf dem Land, unter seiner Aufsicht und unter Frau Sybillens Pflege gar noch wachsen.

Um acht Uhr langten wir am Sammelplatz an. Wir trafen da, in einem großen, gut geheizten Waldhaus noch etwa zwanzig Förster und Gutsherren aus der Nachbarschaft an, die nur auf uns gewartet zu haben schienen, um sofort das Tagewerk mit einem ausgiebigen Frühstück zu beginnen.

Die Herren waren alle gut verproviantiert und entwickelten einen Appetit, der mich aus dem Staunen garnicht herauskommen ließ. Noch vor dem Beginn des Frühstückes wurde ich von Kurt sämtlichen Herren vorgestellt, ich möchte sagen, als Meerwunder herumgereicht. Sie alle betrachteten mich mit mehr oder weniger freundlichem Staunen, waren mir gegenüber aber voll Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit. Einige legten eine fast väterliche Besorgnis für mich an den Tag. Sie gaben mir viele gute Ratschläge für mein Debüt als Jäger. Leider sprachen sie alle einen so unverfälschten süddeutschen Dialekt, daß ich nur wenig von dem verstand, was sie mir sagten. Das Zutrinken ist eine viel angewandte Sitte bei ihnen. Mir fiel es schwer, den an mich in dieser Hinsicht herantretenden Forderungen nachzukommen.

Die Treiber wurden ausgeschickt, und die Schützenkette wurde gebildet, ein alter Oberförster hatte die Leitung.

Ich kam dicht neben einen älteren Herrn zu stehen, der noch um einen Kopf größer war, als Kurt. Ein

wahrer Riese ist dieser Herr Horlacher. Er besitzt einen
Körperumfang, der ganz seiner Größe entspricht. Sein
Gewehr nimmt sich in seinen Händen, wie ein Kinder-
spielzeug aus. Eine derbe Gutmütigkeit spricht aus seinen
wettergebräunten Zügen, die ein mächtiger, graumelierter
Bart umrahmt. Die große, nicht nur vom Frost stark
gerötete Nase, ließ ihn mir gleich als einen Mann
erscheinen, der einem guten Trunk nicht aus dem Wege geht.
Darin hatte ich mich denn auch nicht getäuscht. Die
Unterhaltung mit mir, knüpfte er damit an, daß er mir
seine große Kognakflasche hinhielt, und mich durch freund-
liches Zureden bewog, derselben einen starken Schluck zu entnehmen.
Auf meine Einwendung, daß ich fürchte, betrunken
zu werden, da ich schon viel getrunken habe, meinte er,
ich sollte keine Angst haben, wenn ein Hase käme, würde
ich ihn wohl noch sehen können, dann sollte ich mich nur
schnell hinter einen Baum stellen, damit ich nicht über-
rannt würde.
So etwa lautete seine gutgemeinte Warnung in das
Hochdeutsche übersetzt.
Um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen,
erwähnte er des öfteren, in einem Ton höchster Befriedigung,
daß er noch nie in Berlin gewesen sel. Es genüge ihm
auch schon, daß er in mir einmal einen echten Berliner
zu sehen bekommen habe, weiter verlange er garnichts,
man dürfe nicht unbescheiden sein. Seine Scherze be-
gleitete ein dröhnendes Lachen, das die Raben von den
Bäumen aufschreckte.

Trotz der anregenden Unterhaltung des Herrn
Horlacher begann ich bald sehr empfindlich zu frieren.
Als er bemerkte, daß mir gegen die Kälte auch sein
Kognak nicht half, zog er seinen Überrock aus und gab
ihn mir zum Anziehen. Ich sträubte mich zwar anfänglich,
aber er redete mir so freundlich zu, daß ich schließlich
dankend annahm. Der Rock, der mir wie ein Mantel
bis auf die Füße herabfiel, hat mir dann auch vorzügliche
Dienste getan.
Die Schüsse knallten schon rechts und links, als
endlich auch mein Nachbar zum Schuß kam. Er brachte
mit einem vorzüglichen Blattschuß einen Zwölfender zur
Strecke. Ich sah, wie die Kugel einschlug, und das
schöne Tier, nach einem gewaltigen Satz, zuerst in die

Vorderbeine sank und sich dann todesmatt auf die Seite
legte und verendete. Das rote Blut rann aus der
Wunde in den weißen Schnee.
Als später unsere Plätze gewechselt wurden, hat mein
Nachbar noch einige Stück Wild erlegt und er war am
Nachmittag, als das Treiben aufgehoben wurde, von dem
Resultat seiner Arbeit sehr befriedigt.
Zu mir meinte er, als ich ihm dankend seinen
Überrock zurückgab, daß er anfangs geglaubt habe, die
Nachbarschaft des kleinen Berliners würde ihm Unglück
bringen.
Nun freute er sich, daß dies nicht der Fall gewesen war.
Ich bin während der Jagd nicht zum Schuß ge-
kommen, und das Wild des Höriger Forstes kann mir
nicht den Vorwurf machen, daß ich danach getrachtet hätte,
seinen Bestand zu verringern. Im Gegenteil, ich kann
wohl sagen, daß das Abschießen des Wildes auf mich
nicht den Eindruck gemacht hat, als wenn dies für mich
je ein Vergnügen werden würde.
Nein, ich kann nicht mit ruhiger Hand das Leben
eines dieser schönen Tiere vernichten. Der Anblick des
erlegten Wil des rief mein Mitleid in so starkem Maße
hervor, daß ich fast geweint hätte. Diese Männer, denen
die Ausübung der Jagd die höchste Wonne ist, sind nicht
nur in ihrem Äußeren, sondern auch in ihren Gefühlen,
so ganz anders geartet, als ich.
Nach der Jagd wurde wieder gegessen.
Diesmal in dem Gasthaus eines schön gelegenen
Dorfes. Während des Essens und nach demselben wurde
viel Wein getrunken. Ich mußte, da mir oft zugetrunken
wurde, tüchtig mittun, ich habe wohl in meinem Leben
noch nicht soviel Wein auf einem Sitz getrunken, als bei
dieser Gelegenheit. Nach der ausgestandenen Kälte erhitzte
sich bei Essen und Trinken das Blut und auch ich wurde
gesprächiger, als ich dies bisher gewesen war.
Einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf,
was die Herren wohl für Augen machten, wenn ich mich
an das Klavier setzen und eins meiner Chansonetten-
Lieder singen würde, oder wenn ich mir von der Frau
des Wirtes Frauenkleider ausborgen würde und ihnen
hier etwas vortanzte. Der Wein war mir derart zu
Kopf gestiegen, daß ich mich gewaltig zusammenreißen
mußte, um den Gedanken niederzuzwingen.

Wie war ich froh, als wir endlich wieder im
Schlitten saßen. Jetzt tat unseren erhitzten Köpfen die
kalte Luft gut und in einem besseren Zustand, als wir
selbst angenommen hatten, langten wir auf dem Gutshof an.

Frau Sybille empfing uns, obwohl sie sich wegen
unseres langen Ausbleibens etwas geängstigt hatte, mit
freundlichem Gesicht und — einem starken, schwarzen
Kaffee.
* * *

Gestern habe ich auch Kurts Mutter kennen gelernt,
seinen Vater kannte ich ja schon von jener Zeit her, als
er sich bemühte, Kurt aus der Untersuchungshaft los-
zubekommen. Beide Eltern sind zum Besuch hier angelangt.
Welch eine liebe, gütige Frau ist diese alte Frau
Rosenstock. Ach, eine solche Mutter zu haben, das Glück
kann nur der ermessen, der, so wie ich, es entbehren
mußte.
Wirklich, es ist für den kein Kunststück gut und
rechtschaffen zu bleiben, über dessen Kindheit zwei solche
Mutteraugen gewacht haben. Welche Güte spricht aus
ihrem lieben, faltigen, von weißen Haaren umrahmten
Gesicht, und welcher Stolz und welche Zärtlichkeit spricht
aus ihren noch so hellstrahlenden, blauen Augen, wenn
ihr Blick auf ihrem Sohn Kurt ruht, oder wenn sie den
kleinen Gebb auf ihren Knien schaukelt. Ihren gütig
zusprechenden Worten und den freundlich ernsten Blicken
der Matrone ordnet sich selbst Gebb willig unter, dem
sonst weder die Größe seines Vaters, noch die Würde
seines Großvaters, auch nur im Geringsten zu imponieren
vermag.
Wenn das schöne Bild, welches das Familienleben
im Hause Kurts bietet, noch vervollkommnet werden konnte,
so ist das jetzt der Fall, seit Kurts Eltern hier find.
Mit diesen reinen, guten Menschen darf ich stündlich ver-
kehren, sie schätzen und lieben mich und freuen sich meiner
Anwesenheit. Sie blicken nicht mit Verachtung auf mich,
sondern sie sehen mich an, als einen ihresgleichen und als
Freund. Mir kommt das vor, wie eine Absolution.
* * *

Zum ersten Mal feit Wochen habe ich das Bett
verlassen.
Inzwischen ist die Schneelandschaft vor meinen
Fenstern verschwunden. Schwarzbraune Acker und junge
grüne Saatfelder waren unter der Schneedecke verborgen.
Der Märzwind fegt über das Land und bläht die
blauen Kittel der pflügenden Knechte. Der Frühling hat
früh eingesetzt. Der Landwirt benutzt die Gunst der
Witterung und beginnt mit der Feldarbeit.
Mein rechtes Bein trägt einen starken Gipsverband,
der Knochen des Oberschenkels war gebrochen. Auch eine
Rippe hatte ich mir bei dem Sturz vom Pferde verknackst.
Das kam daher, daß ich es Kurt gleich tun wollte, der
mit seinem Braunen über einen Graben setzte, um den
Weg zur Schneidemühle abzukürzen. Mein Pferd lehnte
den Sprung über den Graben ab und da ich ihm die
Reitpeitsche zu fühlen gab, bäumte es auf, warf mich
herunter und lief zum Hof zurück. Ich war unglücklicher-
weise gegen einen Stapel Bretter geschleudert worden und
hatte dabei schwere Verletzungen erlitten.
Besinnungslos wurde ich in das Herrenhaus getragen
und erst, als der aus dem Dorf herbeigeholte Arzt mir
das gebrochene Bein bandagierte, riß mich der heftige
Schmerz aus meiner Ohnmacht.
Kurt machte sich heftige Vorwürfe. Er behauptete,
die Schuld an meinem Unfall zu tragen. Er war ganz
verzweifelt. Er meinte, er hätte mir immer Unglück
gebracht, schon auf dem Gymnasium. Er wäre mein Ver-
führer gewesen, nur durch seine Schuld sei ich geschaßt
worden.
Ich habe ihn beruhigt und ihm gesagt, daß alles
zu meinem Glück ausgeschlagen sei. Hätte ich studiert,
wäre ich wohl nur ein mittelmäßiger Arzt, so sei ich ein
tüchtiger Kaufmann geworden, der viel Geld verdiene und
früh in eine unabhängige Stellung aufgerückt sei. So
tröstete er sich denn nach und nach und jetzt ist er selbst
davon überzeugt, daß damals die ganze Sache zu meinem
Vorteil so gekommen ist, wie sie kam.
An meinem Sturz vom Pferd ist er wirklich schuld-
los. Nur zehn Schritte von der Stelle, an welcher ich
über den Graben setzen wollte, befindet sich die Brücke
und mein Pferd lenkte immer wieder seine Schritte dieser
Brücke zu, es dachte wohl nicht mit unrecht, daß ich Kurt

nicht alles nachzumachen brauche. Als ich aber auf
meinen Willen bestand und es gar schlug, wollte es mit
mir unvernünftigem Reitersmann überhaupt nichts mehr
zu tun haben.
Die Eltern Kurts sind wieder abgereist, und Kurt
ist vom Morgen bis zum Abend mit seinen Knechten auf
dem Feld. Nur mittags kommt er zu mir, und während
ich esse, sitzt er neben meinem Bett und unterhält sich
mit mir.
Frau Sybille sorgt dafür, daß es mir an nichts
fehlt. Wirklich, mein Beinbruch und die eingedrückten
Rippen sind mir noch nicht einen Augenblick leid ge-
worden, sie haben mich die Wonne kennen gelehrt, von
lieben, sorgenden Menschen gepflegt zu werden.
* * *

Kurt hatte vor meinem Sturz sich öfter im Scherz
als Mittelsmann vorgeschlagen, er wollte mir eine Frau
besorgen, die zu mir passen würde, eine hübsche Pfarrers-
tochter. Ich hatte dazu zwar nur gelacht, aber es hatte
mir doch gefallen, daß er mich für einen Mann hielt, der
in der Lage wäre eine Frau glücklich zu machen. Zudem
hatten er und auch Frau Sybille das Töchterchen des
Pfarrers in gar verlockenden Farben geschildert.
Nach dem Sturz ist Kurt auf dies Thema nicht
wieder zu sprechen gekommen. Als mein Bein gerichtet
und der Verband angelegt wurde, hat er wohl gesehen,
daß ich ein anderer bin, oder der Arzt hat es ihm gesagt.
Ob ich einmal offen mit ihm über mein Unglück spreche!
Ich fühle, daß sich eine Scheidewand zwischen uns zu
schieben beginnt.
* * *

Heute kam Frau Sybille in mein Zimmer, sie trug
Gebb auf dem Arm und der Junge hielt in seinen kleinen,
dicken Fäustchen einige Schneeglöckchen, die er mir gab.
Diese Schneeglöckchen lege ich in mein Tagebuch, sie
sollen mir eine Erinnerung sein, an die glücklichen Tage,
die ich hier verlebt habe.
* * *

Ich habe mit Kurt gesprochen. Es war mir unsagbar
peinlich, aber ich hielt es für richtig. Das ist das Schlimme,

daß man unseren Geburtsfehler leicht als ein Übel ansieht,
an dem wir selbst Schuld tragen.
Auch Kurt ist von diesem Vorurteil nicht ganz frei,
obwohl er es vermied, dasselbe auszusprechen. Aber
unsereiner hat mit der Zeit ein feines Gefühl dafür be-
kommen, ob er verstanden wird oder nicht.
Er hatte heute mittag, als ich mit ihm darüber
sprach, nur wenig Zeit. Sein Abschied war hastiger als
sonst. Es drängte ihn, von mir fortzukommen.
Ich war nahe daran zu weinen, als ich wieder allein
war. Es hatte sich meiner eine tiefe Niedergeschlagenheit
bemächtigt, die erst wich, als mir Frau Sybille selbst den
Nachmittagskaffee brachte. Das hat sie sonst nie getan.
Ich glaube, daß diese schöne, große Frau ein ungemein
seines Empfinden hat. Kurt wird ihr erzählt haben, daß
ich davon angefangen habe und daß er so etwas nicht
hören könne und fortgelaufen sei, da ist sie denn ge-
kommen um kein Gefühl der Kränkung bei mir aufkommen zu lassen.
Sie erzählte mir von den kleinen Begebenheiten
in der Wirtschaft und kam dann auf ein taubstummes
Mädchen zu sprechen, das sie in den Dienst genommen hat.
Sie schilderte, wie das Mädchen unter ihrem Unglück zu
leiden habe und fügte hinzu, daß wir, die wir unsere
fünf gesunden Sinne hätten, doch sehr glücklich wären,
im Vergleich zu solch taubstummen oder gar blinden
Menschenkindern.
Ich bin ihr für diese Worte sehr dankbar. Sie
haben mir Trost gebracht. Auch dachte ich an den Brief
der guten, alten Brigitte, in dem sie mich dulden lehren
wollte, im Hinblick auf andere, die noch unglücklicher
seien, als ich.
* * *

Gestern ist der Gipsverband abgenommen worden.
Meine Gehversuche fallen nun schon ganz günstig aus.
Kurt hat seine helle Freude daran. Es scheint, daß er
wieder ganz der alte, liebe, gute Kerl ist. Besser als ich,
wird ihm wohl Frau Sybille klar gemacht haben, daß
ein unverschuldetes Unglück billigerweise keinem Menschen
zum Vorwurf gemacht werden kann. Es ist merkwürdig,
daß Frauen für uns mehr Mitleid fühlen und ein besseres
Verständnis zeigen, als Männer.
Trotzdem drängt es mich fort von hier. Seit

mein Geheimnis verraten ist, bietet mir der Aufenthalt
hier nicht mehr die ungemischte Freude, die ich anfangs
hier empfand.
Jeder, auf mich gerichtete Blick, beginnt mir peinlich
zu werden und ich habe das Gefühl, daß man sich in
seinen Reden vorsieht, um mich nicht zu verletzen.
Ich muß an den Auszug aus meinem Paradies
denken und ich weiß, daß ich nie wieder dahin zurückkehren werde.
* * *

Morgen fahre ich wieder nach Berlin. Man hat
auch keinen ernstlichen Versuch gemacht, mich länger zurück-
zuhalten, hat sich doch mein Aufenthalt schon über Gebühr
lange ausgedehnt. Man wird aufatmen, wenn ich fort bin.
Der Aufenthalt hier hat mir den ersehnten Frieden
nicht gebracht. Er hat mir in unmittelbarer Nähe ein
Glück gezeigt, dessen ich nie teilhaftig werden kann. Das
Sehnen in meiner Brust ist nicht gestillt, es ist mit neuer
Kraft erwacht und es wird mich weiter treiben, wie der
Sturm das Schiff auf hohem Meer. Für mein Schiff
gibt es keinen rettenden Hafen, und so wird es wohl
irgendwo zerschellen und zu Grunde gehen. Trotz all
der Liebe, die mir hier entgegen gebracht wurde, reife ich
von hier fort, mit einem tiefen Stich im Herzen.

Was soll ich beginnen?

Ich mag nicht an meine Zukunft denken. Am liebsten
würde ich irgend einen versteckten Winkel aufsuchen und
dort mein Leben, fern von allen Menschen, verbringen.
Jetzt kann ich begreifen, daß es Menschen gibt, für
die das Einsiedlertum eine Rettung vor dem Selbstmord
bedeutet.

Ich war glücklicher, ehe ich hierherkam, als ich es
jetzt bin. Wäre ich nicht gekommen, sie hätten hier nie
eine Ahnung davon gehabt, unter welchem Übel ich leide
und ich hätte nie ein Glück kennen gelernt, so schön, so
rein, wie dies Familienleben Kurts.

Ach, wenn er mit Gebb spielt, wie strahlen da seine
Augen und wie stolz klingt dann sein: Gebb, mein
Junge, mein Junge!

Ich möchte ja auch überwinden, alle Wünsche in
mir ertöten, auf jeden Anspruch auf Glück verzichten,
aber mein Wille ist schwach, ich unterliege in dem Kampf,
das Sehnen in meiner Brust, das wilde, nicht zu
dämpfende Sehnen bleibt Sieger.

Morgen nehme ich Abschied von hier. Ich küsse
Frau Sybille die Hand, sie lächelt gütig und mild und
wünscht mir glückliche Reise. Klein-Gebb reicht mir
Blumen und Kurt begleitet mich zur Bahn. Ich bedanke
mich für alles, er lacht mich aus und sagt, daß ich mich
nicht zu bedanken habe, der Zug kommt, ich steige ein,
noch ein Gruß und ein Händedruck und fort geht's.

Ich fahre einer ungewissen Zukunft entgegen, nein,
nicht einmal einer ungewissen, sondern der Zukunft, die
uns vorgeschrieben ist, uns, die wir nicht entsagen
können — Gefängnis oder Tod. Er fährt zurück zu
Frau und Kind und freut sich, daß sein Haus wieder
rein ist. So wird es sein.
—

Das Ende.
—
Vier Wochen war ich in Berlin. Es waren vier tolle
Wochen. Ich habe sie ausschließlich unter denen zugebracht, die sich gern die „Vernünftigen“ nennen, und die
jeden normalen Mann, als einen „Unvernünftigen“ bezeichnen. Ich habe die Bälle besucht, auf denen Männer
Frauenkleider tragen und die Bälle, auf denen Frauen in
Männerkleidern tanzen. Ich war täglicher Gast in den
Restaurants, in welchen der Kellner „Obersche“ und der
Herr Müller „Müllersche“ genannt wird, ich war immer
unter meinesgleichen.
Ich habe es aufgegeben, ein anderer sein zu wollen,
als ich nun einmal bin. Niemand kann aus seiner
Haut heraus.
Vor acht Tagen verließ ich die Wohnung meiner
Wirtin in demselben Damenkostüm, in dem ich im November
vorigen Jahres meinen Einzug in Berlin gehalten hatte.
Mit Sack und Pack fuhr ich nach Wien.
Von dort flüchtete ich in die Lorbeerhaine Abbazias.

Hier wohne ich in einem Hotel, das einen
Erzherzog beherbergt, es wimmelt in dem Hotel von österreichischen und ungarischen Aristokraten.
Die Gräfin H. wird viel beachtet, man macht ihr
den Hof, aber sie hat sich noch für keinen entschieden, sie ist
vorsichtig. Diese Gräfin H. weiß, was sie will, ich kenne
sie genau, die hübsche Blondine, denn ich bin selbst
die Gräfin H.

* * *

Heute war Blumenkorso. Mein Wagen war in eine
Rosenlaube verwandelt. Er war einer der schönsten. Am
Hotel Bellevue entwickelte sich eine heftige Konfettischlacht.
Ein Herr nahm einer Blumenverkäuferin ihren ganzen
Vorrat an Blumen ab, und schüttete den Korb über mir
aus. Wie dieser Herr mich dabei ansah!
Ich meine, noch nie zwei so schöne, dunkle Augen
gesehen zu haben. Mit dem möchte ich keinen Flirt
beginnen, dem gegenüber wäre mein Herz wohl nicht
stark genug.

* * *

Ich habe ihn wiedergesehen, heute morgen beim
Frühkonzert. Er kreuzte absichtlich meinen Weg.
Er grüßte und ich dankte. Er ist wirklich sehr
schön. —
Ich ärgere mich, daß sich meine Gedanken so viel
mit ihm beschäftigen. Ich will mich nicht verlieben. Die
Erinnerung an Edgar Töpfer soll mich vor der Wiederholung solcher Dummheit bewahren.

* * *

Heute hat er vor meinem Hotel auf mich gewartet,
und ist mir auf einem Spaziergang nach Volosca
gefolgt. Er ging immer hinter mir her, aber er hatte
nicht den Mut, mich anzureden. Schade!

*. * *

O, so ein verliebter Mann! Er ist in mein Hotel
gezogen. Heute traf ich ihn auf der Treppe. Als er
grüßte, konnte ich wieder einen Blick aus seinen
weichen, schmachtenden Augen erhaschen. Diese Augen sind
sehr gefährlich. Ich befinde mich in einer nervösen Aufregung, die mich quält und peinigt. Den Vicomte de L.

habe ich heute sehr grob angelassen. Ich glaube, er
kommt nicht wieder. Auch mein ungarischer Magnat
hatte unter meiner schlechten Laune zu leiden. Er tut
mir leid, aber ich kann ihm nicht helfen. Kann ich mir
doch selbst nicht helfen.
* * *

Ich muß von hier fort. Ich halte es nicht länger aus.
Ich fühle, wie ich alle Kraft, alle Selbstbeherrschung
über mich verliere. Seit ich gestern mit ihm gesprochen
habe — er bot mir seinen geschützteren Platz an, auf dem
Fiume-Dampfer — da weiß ich, daß ich ihn liebe.
Meine Gedanken sind nur noch bei ihm. Meine
Augen suchen ihn beim Konzert, auf der Promenade, im
Lesesaal, bei Tisch — immer und überall.
Das ist dieselbe Leidenschaft, über die ich bei
anderen so oft gespottet habe. Ich hielt mich gegen sie
gefeit. Ich hatte ja mit der Liebe gespielt, mit der Liebe
anderer und sie mir tributpflichtig gemacht, weil ich stets
bei diesem Spiel der Stärkere, der Unbesiegbare war.
Jetzt will sich diese, von mir verhöhnte und verspottete Liebe rächen.
Er heißt Alfred, ich nenne ihn in meinen lautlosen
Selbstgesprächen Fredy. Das klingt so zärtlich und weich.
In Gedanken unterhalte ich mich viel mit ihm, besser
gesagt, ständig.
* * *

So kann es nicht weiter gehn. Ich gehe dabei zu
Grunde. Ich sehe ihn, ich spreche ihn täglich. Wir
fahren zusammen aus, wir schaukeln uns gemeinsam im
Kahn, wir streifen durch die Umgegend, wir sind unzertrennlich.
Was soll daraus werden. Ich fühle es, er liebt
mich nicht weniger, als ich ihn. Nur mein aristokratischer
Name läßt ihn nicht wagen, mir seine Liebe zu gestehen.
Ein Glück, daß dem so ist. Was sollte ich ihm antworten?
Würde ich Kraft genug haben, ihn zurückzuweisen?
* * *

Ich hab's. Ich reife morgen früh nach Triest und
fahre von dort nach Venedig. Er darf von meiner
Abreise nichts erfahren. Er wird mich vergessen, wie ich
versuchen werde, ihn zu vergessen. Es muß sein. Ich
kann ihm das Glück nicht bieten, das er sucht, darum

fliehe ich ihn. Niemals soll er erfahren, wer ich bin.
* * *

Ach Venedig! Wie oft las ich Schilderungen von
dir, du stolze Königin der Meere! Wie schwach und
blaß sind doch diese Schilderungen gewesen.
Deine Kanäle durchfahre ich in einer zierlichen
Gondel an seiner Seite, deine Kunstschätze genieße ich an
seiner Seite, deine engen Straßen durchstreife ich an
seiner Seite, an seiner Seite fahre ich zum Lido.
Er hat meine Spur verfolgt, der Instinkt der Liebe
zeigte ihm den rechten Weg. Schon wenige Stunden
nach mir langte er in Venedig an.
Im Speisesaal des alten Nobili-Palastes, der zum
Hotel d'Italia umgewandelt worden ist, sahen wir uns
wieder.

Tränen standen ihm in den Augen, als er meine
Hand an seine Lippen preßte und auch ich war nahe
daran, meine Fassung zu verlieren.
„Wie konnten Sie mir das tun?“ Das waren die
einzigen Worte, die er zu meiner Begrüßung hervor-
stammeln konnte.

Kein Wort von Liebe war seither zwischen uns ge-
fallen, aber nun sind die Schranken gebrochen.

Sei es denn! Räche dich, du von mir verhöhnte
und verspottete Liebe!

Ich lasse mich von den Wellen tragen, mögen sie
mich dem finsteren Orkus entgegentreiben! Jetzt lebe ich
noch im Lande der Seligen.

Ein Augenblick, gelebt im Paradies, ist nicht zu
teuer mit dem Tod bezahlt.
* * *

Was ich befürchtete ist eingetreten. Fredy bat mich,
sein Weib zu werden. Ich habe versucht, ihm den
Gedanken auszureden, aber ich habe nicht gewagt, ihm
die Wahrheit über mich zu sagen. Ich weiß, das ist
schändlich von mir, aber ich kann nicht, ich kann nicht!

Soll ich wieder fliehn? Ich habe nicht die Kraft
dazu. Seine Nähe ist mir unentbehrlich geworden. Ich
würde sterben ohne ihn.
Ach, ich hielt mein Herz für so fest umpanzert, und
nun hat es sich so schwach gezeigt.
Er liebt mich ebenso rasend, wie ich ihn. Er hat
seinen Eltern von mir berichtet, er will mich ihnen zu-
führen, als ihre Tochter.
Ich leide entsetzlich. Ich zittere bei dem Gedanken,
daß ihm die Entdeckung des Spiels, das ich mit ihm
getrieben habe, sein Herz brechen wird.
Augenblicke des Vergessens bringen mir an seiner
Seite höchste Glückseligkeit, ihnen folgen Stunden tiefster
Niedergeschlagenheit.
Er ist blind in seiner Liebe zu mir. Was ich ihm
über meine Familie und alles das mitgeteilt habe, was
mich angeht, er glaubt es, ohne es nachzuprüfen.
Mein Griechisch, mein Latein, kurz alles das,
was der Obersekundaner eines Gymnasiums mit heißem
Bemühen gelernt hat, scheint ihm für eine Dame ein so
überreiches Wissen, daß er mich anstaunt. Aber nicht ein-
mal steigt in ihm der geringste Verdacht auf. Ist das
erst einmal der Fall, dann bin ich verloren.
* * *

Ich habe seinen Bitten nachgegeben, ich reise mit
ihm nach L., seiner Heimatstadt. Es ist Wahnsinn, daß
ich es tue, ich weiß es, aber ich bin ja auch wahnsinnig.
Ich bin verliebt, bis zur Raserei!
Ach, wenn ich ein Weib wäre, das Weib, das er
in mir vermutet, mit tausend Wonnen würde ich mich
ihm hingeben, ganz, ganz. In einem wilden Liebesringen
möchte ich, die Lippen auf seine Lippen gepreßt, in seinen
Armen meine Seele aushauchen.
Aber ich bin kein Weib und er darf nicht ahnen,
daß ich keins bin. Und so muß ich ein wachsamer Hüter
des Feuers sein, das in mir tobt und das mich verzehrt,
gegen das es keine Rettung für mich gibt.
* *

Von Verona sind wir mit dem Expreß über den
Brenner gefahren, eine herrliche Fahrt. Wir standen
zusammen am Fenster unseres Koupees und nahmen die

Wunder der Alpenwelt in uns auf. Das war schön,
sehr schön. Er hatte seinen Arm um meine Taille geschlungen und ich hatte meinen Kopf an seine Brust gelegt.
So standen wir und ich genoß die Stunde. Ich hatte
vergessen, wer ich war. Ich hatte vergessen, daß ich ein
Geheimnis vor ihm verberge, dessen Entdeckung ihm und
mir eine Herzenswunde reißen wird, an der wir verbluten
werden. Und weil ich alles das vergessen hatte, war ich
glücklich.

Wir haben hier in München Station gemacht. Ich
habe vorgeschützt, daß ich noch einige Kleider haben muß,
ehe wir nach L. reisen.

Mehr wie sonst, bin ich darauf bedacht, auf meine
Toilette Sorgfalt zu verwenden.

Er wohnt, wie in Venedig, in demselben Hotel,
in dem ich wohne, wir sind bei allen Mahlzeiten
und bei allen Ausgängen unzertrennlich. Ich muß
die Reise nach L. hinausschieben, solange es geht. Ich
fürchte mich vor dieser Stadt, in der ich nicht ganz unbekannt bin.

* * *

Die Motte fliegt in das Licht, dem sicheren Untergang entgegen, ich fahre nach L.

Wir sind vierzehn Tage in München gewesen,
meine Toiletten find in Ordnung gebracht, wir müssen
weiter, Fredys Urlaub läuft ab.

Er hat hier die Verlobungsringe gekauft und mir
mit einem Kuß meinen Ring an den Finger gesteckt.
Einen Augenblick kam mir der Gedanke, als ich ihn
so ergriffen vor mir stehen sah, ihm zu Füßen zu stürzen
und ihm meine ganze Schuld zu bekennen. Aber ich
konnte nicht. Der Gedanke, daß es dann für immer aus
sein wird mit meinem Glück, hielt mich zurück. Ich weiß ja,
es muß einmal ein Ende nehmen, aber jetzt noch
nicht, nur jetzt noch nicht. Ich klammere mich an jede
Stunde, an jede Minute.

* * *

Ich war gestern Abend in Fredys Familie. Man
kam mir mit viel aufrichtiger Wärme und Liebenswürdigkeit entgegen, in die sich allerdings eine gewisse Ehrfurcht mischte, die mein Name und mein Reichtum den Herrschaften einflößte. Ach, wenn sie wüßten!

Ich war etwas befangen, obwohl ich mich nach
Kräften zusammen nahm. Außer seinen, schon bejahrten
Eltern, und seinen Geschwistern lernte ich noch einige
Verwandte, die sich nach und nach einstellten, kennen.
Sie alle sind Leute, denen die Ehrlichkeit und Recht-
schaffenheit auf die Stirn geschrieben ist.
Es ist für mich eine furchtbare Qual, allen diesen
harmlosen Menschen meine Komödie vorzuspielen. Ich
war glücklich, als mich Fredy endlich in das Hotel zurück-
geleitete.

Heute war im Hause seiner Eltern eine kleine Ver-
lobungsfeier, der auch einige Freunde Fredys beiwohnten.
Sie toasteten auf uns und tranken auf unser Glück.
Seine Verlobung mit einer reichen Gräfin hat Fredy auch
Neider eingetragen, das habe ich wohl bemerkt. Er aber
sieht das nicht. Er strahlt vor Glück über die Be-
wunderung, die ich bei seinen Verwandten und Freunden hervorrufe.
Am nächsten Sonntag sollen wir Besuche machen.
Mich schaudert.
* * *

Ich habe mich krank gemeldet. Ich habe auch
Fredy nicht vorgelassen, nur seine Mutter konnte ich nicht
abweisen lassen, als sie sich nach meinem Befinden er-
kundigte. Mich in einem Dutzend Familien herumschleifen
zu lassen, das halte ich nicht aus. Ich bin sowieso mit
meinen Nerven am Ende. Ach, wenn ich doch den Mut
fände, zu fliehen.
Seine Mutter möchte sich am liebsten ganz in
meinem Hotelzimmer einquartieren, oder mich in ihre
Wohnung nehmen, um mich besser pflegen zu können.
Ich habe aber beides bestimmt abgelehnt. Die würdige
Dame ließ mich empfinden, daß es in ihren Augen nicht
ganz schicklich für eine junge Dame sei, so allein im
Hotel zu wohnen. Ich sagte ihr, daß ich meine Gesell-
schafterin wegen eines Trauerfalls beurlaubt habe.
* * *

Es wird viel über die Festsetzung des Hochzeltstages
gesprochen. Ich suche den Termin hinauszuschieben, so
lange es möglich ist. Die Besuche habe ich mit Fredy
erledigt, es war das fürchterlichste Spießrutenlaufen, das

sich nur denken läßt. Man kam mir in einigen Familien
recht reserviert entgegen. Fredy hat das nicht bemerkt,
aber mir entging es nicht. Ein gewisser Assessor v. K.,
dem die gräfliche Familie H., deren Namen ich trage,
bekannt ist, nahm mich in ein förmliches Kreuzverhör.
* **

Heute passierte mir eine unangenehme Sache. Ich
war morgens damit beschäftigt mich zu rasieren. Ich hatte
mich gerade eingeseift, als auf der Straße, durch das
Aufeinanderfahren zweier Wagen der elektrischen Straßen-
bahn ein lautes Lärmen entstand. Ich eilte an das offene
Fenster, ohne daran zu denken, daß dem Hotel gegenüber
eine Familie D. wohnt, die mit Fredy befreundet ist.
Ich fürchte, ich bin gesehen worden, denn auch Herr und
Frau D. waren auf den Balkon geeilt. Ich sah sie
nachher durch die Gardinen aufmerksam zu mir herüberspähen.
* * *

Es ist höchste Zeit — ich muß fort. Man arbeitet
gegen mich. Assessor v. K. war gestern bei Familie D.
Ich weiß, daß man mich beobachtet.
Ich merke, daß Fredys Freunde diesen bereits ge-
warnt haben. Fredy erkundigte sich genauer, als bisher
nach meinen Familien-Verhältnissen. Er möchte mich
verteidigen und ich soll ihm dazu Material liefern.
Ach, wenn ich das könnte.
Er glaubt an mich felsenfest. Er Hält mich für
das reinste, edelste Geschöpf. Meine Zurückhaltung hält
er für jungfräuliche Scham. Ach, wenn er in meiner
Seele lesen könnte, täglich, stündlich gebe ich mich ihm
in Gedanken hin. Ich kann es ja nur in Gedanken tun.
Wenn ich doch den Mut fände in Nacht und Nebel
zu verschwinden.
* * *

Als ich heute abend von einem Besuch bei Fredys
Eltern zurückkehrte, sagte mir der Portier des Hotels, ein
Beamter des Polizei-Reviers hätte sich nach mir erkundigt.
Ich mußte meine ganze Geistesgegenwart zusammennehmen,
um die Fassung zu behalten. Meine Beine zitterten, als
ich die Treppe emporstieg.
Also soweit ist es schon gekommen. Man hat mir

schon die Polizei auf den Hals gesandt. Vielleicht werde
ich auch schon von ihr beobachtet.
Es könnte sein, daß es zur Flucht schon zu spät ist.
* * *

Mein Entschluß ist gefaßt, ich bleibe. Wohin sollte
ich auch fliehen, wohin sollte ich mich vor mir selbst
retten? Für mich gibt es keinen Platz auf der Welt.
Ich bleibe und koste das Glück des Augenblicks bis
zur letzten Minute und dann — nach mir die Sintflut.
Lebend falle ich nicht in ihre Hände.
Fredy wunderte sich, wie lustiger Dinge ich heute
war. Ja, jetzt, wo mein Entschluß gefaßt ist, ist alle
Traurigkeit von mir gewichen.
Seine Mutter erkundigte sich wieder nach meiner
Gesellschafterin und ich antwortete ihr, sie würde morgen
zurückkommen. —
Ich freue mich der letzten Wochen. Seine Liebe
hat mir ein Stückchen Himmel vorgezaubert, durfte ich in
diesen Himmel auch nicht eintreten, so habe ich ihn doch
offen vor mir liegen sehn. Kann ich mehr verlangen?
Er holt mich ab, wir gehn in das Theater.
Ach, das ganze Leben ist ein Theaterspiel und mir
wurde eine sonderbare Rolle darin zuteil.
In dieser Nacht lege ich die Rolle in die Hände
dessen zurück, der sie mir übertrug.

——

***

Druck von D. Dreyer & Co., Berlin SW. 48.